Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt
Band: 69 (1987)
Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Nr. 3 März 1987 Fr. 4.20 69. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach

Literatur: Vom Sinn der Krankheit

Wahlen 1987: Kandidatinnen stellen sich vor

Schicksale: Virginia Woolf

Pensionierung: Ewige Ferien im Tessin?

Car-Reisen Galliker Ballwil

Reiseprogramm 1987

	Tage
8.–15. April, 7.–14. Mai, 16.–23. Sept **Nevers – Lourdes – Riviera**	8
25.–30. April **Holland Tulpenblüte**	6
28.–31. Mai **Fulpmes im Stubaital**	4
3.–8. Juni **Pisa – Elba – Florenz**	6
25.–28. Juni **Padua – Venedig – Innsbruck**	4
12.–18. Juli **Ferienwoche in Saalbach**	7
25. Juli–2. August **Wien – Budapest**	9
9.–15. August **Ferienwoche im Zillertal**	7
22.–27. August **Ferienwoche in Pertisau am Aachensee**	6
26. Sept.–3. Okt. **Pisa – Rom – Assisi**	8
6.–11. Oktober **Provence – Camargue – Burgund**	6

Alle Fahrten mit neuem Car mit Klimaanlage und Bordtoilette. Vollpension, Zimmer mit Bad und WC. Verlangen Sie unser Gratisprogramm.

041.89 14 94

Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

Wenige Schritte vom pulsierenden Leben der Bahnhofstrasse, mitten im Einkaufs- und Geschäftszentrum. Das komfortable, ruhige Stadthotel mit erstklassigem Komfort zu Mittelklass-Preisen. Alle Zimmer mit Direktwahltelefon, Farb-TV, WC/Bad oder Dusche.

Hotel **Seidenhof** Zürich City Suisse/Switzerland

Sihlstrasse 9, 8021 Zürich
Telefon 01-211 65 44, Telex 813160

Ein zfv-Betrieb

ballett-shop
Römergasse 5 Limmatquai
8001 Zürich Telefon 01/47 69 10

Frau Kaufmann ist bekannt, erfolgreich und diskret. Sie hilft Ihnen mit ihrer

medialen Begabung

Durch **Kartenlegen** bei Entscheidungen, privaten oder beruflichen **Problemen.**
Durch **Astro-Psychologie** für **Zukunfts-**, Partnerschafts- und Personenanalysen.
Durch **Telepathie** bei **Prüfungen** usw.
Durch **Fernbehandlung** aller **geistig** beeinflussbaren Begebenheiten.
Auch Langzeitbehandlung.

Nähere Auskunft und Anmeldung morgens ab 7 Uhr
Telefon (056) 71 13 45

Weiterbilden – weiterkommen

neben dem Beruf, unabhängig von Wohnort und Alter; Beginn jederzeit

Maturitätsschule:
Eidg. Matur
Eidg. Wirtschaftsmatur
Aufnahmeprüfung ETH, HSG

Handelsschule:
Bürofachdiplom VSH
Handelsdiplom VSH
Eidg. Fähigkeitsausweis

Höhere Wirtschaftsfachschule:
Eidg. Diplome für Buchhalter, Treuhänder, Bankfachleute, Betriebsökonom HWV

Schule für Sprachdiplome:
Universitäten Cambridge, Perugia, Barcelona; Alliance Française Paris, Zürcher Handelskammer (Deutsch)

Sprach- und Weiterbildungskurse:
Fremdsprachen, Informatik/EDV, Natur- und Geisteswissenschaften, Wirtschaftsfächer

Qualitätsnachweis: überdurchschnittliche Erfolge an staatlichen Prüfungen seit mehr als 30 Jahren.

AKAD

Akademikergesellschaft für Erwachsenenfortbildung AG
Jungholzstr. 43, 8050 Zürich
Telefon 01/302 76 66
oder 01/252 10 20

986

An AKAD, Postfach, 8050 Zürich
Senden Sie mir bitte unverbindlich Ihr Unterrichtsprogramm (keine Vertreter)

Name/Adresse:

Nr. 67

★★★★ hotel kurhaus schwefelbad

SPEZIAL-TIP für Individual-Kur oder Ferien
in einem unverfälschten Landschaftsparadies!

- **Einziges Schweizer Heilbad mit hauseigenem Naturfango aus eigener Schwefelquelle**
- **Zelltherapie nach Prof. Niehans (inkl. Thymus-Zellen)**
- **Original chinesische Akupunktur/ Neuraltherapie / Ozontherapie**
- **Schlankheitskuren**

SCHWEFELBERG-BAD ideal für erholsame und aktive Ferien oder gesunderhaltende Kuren!

Hotel Kurhaus, 1711 Schwefelberg-Bad
Tel. 037-39 26 12/Schwarzenburgerland
Propr. und Direktion: H. Meier-Weiss und Partner Prof. Dr. med. F. Hsu, ärztliche Leitung

Schweizer Heilbad

Wer sorgt für die alten Leute? Das Problem ist in unserer Gesellschaft noch längst nicht gelöst. Bei den eigenen Kindern Unterschlupf finden, kommt in vielen Fällen nicht in Frage, die preisgünstigen staatlichen Altersheime und Alterswohnungen sind ausgebucht, und private Seniorenheime verrechnen zumeist geradezu prohibitive Preise. ■ Aber auch die Qualität der Altersheime lässt nicht selten zu wünschen übrig. In einem Privatheim in der Nähe von Zürich beispielsweise erhalten Insassinnen, wenn sie am Nachmittag bei Freunden eingeladen waren, beim Abendessen keinen Kaffee mehr. Begründung: «Sie haben bestimmt bereits eine Tasse Kaffee gehabt!» ■ Nicht umsonst sucht man allenthalben nach neuen Formen der Betagtenfürsorge, dies mit unterschiedlichem Erfolg. Eine Alterswohngemeinschaft in Zürich wurde zwar voller Enthusiasmus begrüsst, funktioniert nun aber doch nicht ganz nach Wunsch. ■ Dazu die Stadträtin Dr. Emilie Lieberherr: «Zu meiner grossen Enttäuschung meldeten sich keine Männer, zumindest nicht Männer, die bereit sind, im Haushalt mitzuarbeiten. Anderseits konnten sich die Frauen nicht darauf einigen, wenigstens eine Mahlzeit pro Tag gemeinsam zu kochen. Keine will ihre lieben alten Essgewohnheiten aufgeben. Eine dritte Schwierigkeit besteht darin, dass nicht alle Zimmer der Wohngemeinschaft über ein eigenes Bad verfügen.» ■ Neue Hoffnungen setzt die Zürcher Stadträtin deshalb auf die projektierten Seniorenresidenzen in Höngg. Sie sollen nach dem Prinzip eines Hotels funktionieren, sowohl 1-, als auch 2- und 3-Zimmer-Appartements enthalten und im Pensionspreis eine Hauptmahlzeit pro Tag einschliessen. Zudem werden im Altershotel Therapieräume vorhanden sein, ebenso eine Krankenschwester. Und das Erfreulichste von allem: Die Preise halten sich mit ca. 2500 Franken pro Monat im Rahmen. ■ Gelöst sind die Altersprobleme damit allerdings noch immer nicht. *Charlotte Peter*

Zum Titelbild:

Foto: Irma Schlumpf

Politikerinnen des Wahl-Frühlings 1987 stellen sich vor **4**

Literatur zum Thema Krankheit **12**

Thailand für Frauen **14**

Vergessene Künstlerinnen neu entdeckt **16**

Gisela Treichler und ihr Travel Book Shop **17**

Frauen machen sich selbständig **18**

Neuheiten **23**

Veranstaltungskalender **24**

Das Maskentheater der Margaretha Dubach **26**

Wie man Gemeinderätin wird **28**

Falsch kalkulierte Handarbeit **29**

Kurznachrichten **30**

Nach der Pensionierung ewige Ferien im Tessin? **32**

Impressum

Schweizer Frauenblatt
1919 gegründet
68. Jahrgang
Erscheint monatlich

Herausgeber: Hans Menti
Redaktion: Dr. Charlotte Peter und Ursula Oberholzer
Gestaltung: Irma Schlumpf
Inserate: Börsig AG
Herstellung: Peter Kuratli

Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 9135111, PC 80-3323-6
Telefax (01) 9108772

Abonnementspreis:
Schweiz Fr. 41.–, Ausland Fr. 51.–

Für die Wahlen vom Frühjahr 1987 kandidieren Frauen aus sämtlichen Parteien. Jede von ihnen setzt Schwerpunkte in ihrer politischen Arbeit. Sie tragen Leitideen nach aussen und sind im Wahlkampf so stark exponiert, dass allein ihr Durchhaltevermögen einer vermehrten Solidarität wert ist.

Kandidatinnen im Wahl-Frühling '87

Nach einer aktuellen Umfrage des Instituts für Soziologie der Universität Zürich besetzten im Juni 1985 in den politischen Gremien auf Gemeinde-, kantonaler und eidgenössischer Ebene 3828 Frauen ein politisches Mandat. In den Parteigremien ist etwa jedes vierte Mitglied eine Frau, wobei die SVP mit einer 10%-Vertretung und die POCH mit der vor kurzem eingeführten 60%-Forderung die beiden Pole bilden. Frauen werden vor allem dort aktiv, wo ihr staatsbürgerliches Interesse in der Mitarbeit in Kommissionen und Behörden intensiviert wird und ihnen später den Mut zu einer Kandidatur in die «höhere Politik» gibt.

In praktisch allen Wahlkreisen vom Frühjahr 1987 stehen Frauen auf den Listenplätzen. Einige als Spitzenkandidatinnen, andere als Neulinge. Momentan sind die Frauen im Nationalrat mit 21, im Ständerat mit drei Gewählten vertreten, zusätzlich die eine Bundesrätin. Auf ein Total von 246 besetzen momentan also 25 Frauen einen Platz in den eidgenössischen Kammern.

Eine vermehrte Unterstützung der politisch aktiven Frauen ist ausserordentlich wichtig. Ihr Einsatz, auch in der Öffentlichkeitsarbeit, fordert sehr viel Zeit und Kraft.

Einen Wahlkampf durchzustehen ist eine ziemliche Belastung. Vor allem zeitlich steht eine Kandidatin unter Stress, der Zwölfstundentag ist mit etlichen öffentlichen Anlässen, mit Interviews und vielen Rahmeneinladungen ausgefüllt.

Das *Schweizer Frauenblatt* schätzt es deshalb um so mehr, dass sich Kandidatinnen, welche mitten, vor oder nach den Wahlen stehen, sich bereit erklärten, *in eigener Sache* zur politischen Aktivität Stellung zu nehmen.

Mehr Frauen in die Politik

Judith Stamm (CVP), Nationalrätin
geb. 1934, wohnt in Luzern
Dr. jur. (Dissertation: «Das sexuell geschädigte Kind im Strafverfahren»)
1971–1984 Mitglied des Grossen Rates des Kantons Luzern
1983 Wahl in den Nationalrat
Bundesratskandidatin Dezember 1986

1987 ist für viele Kantone in der Schweiz ein eigentliches Wahljahr. Auf allen Ebenen, für Gemeinden, Kantone und für den Bund, werden Parlamente und Behörden neu bestellt. In der Diskussion über Auswahl und Unterstützung von Kandidatinnen und Kandidaten stosse ich immer wieder auf Argumente, die etwas näher anzusehen sich lohnt. Ich hoffe, die Leserinnen und Leser des Frauenblattes durch meine Ausführungen in dieser Sache zu eigenen Überlegungen anzuregen. Noch mehr hoffe ich aber, dass alle Leserinnen und Leser an den Wahlen 1987 teilnehmen werden. Denn nur, wenn wir Stimmbürgerinnen und Stimmbürger unsere politischen Rechte wahrnehmen, bleibt unsere Demokratie lebendig.

Foto: RDZ

Judith Stamm ist für einen höheren Frauenanteil in Politik und Gesellschaft

* Es geht mir vor allem darum, bewusst zu machen, dass wir durch die Wahlen 1987 die Chance haben, den Frauenanteil in Parlamenten und Behörden zu erhöhen. Einige Leserinnen und Leser sind vielleicht dieses Thema überdrüssig. Andere vertreten die Meinung, so klar und deutlich das Ziel der Erhöhung des Frauenanteils zu nennen, wecke Widerstände und sei «kontraproduktiv». Meine Befürchtungen gehen in eine ganz andere Richtung. Wenn wir diese Forderung, der Frauenanteil müsse erhöht werden, nicht immer wieder formulieren und erheben, wird sie vergessen. Oder unser Schweigen wird uns so ausgelegt, als seien wir mit dem gegenwärtigen Zustand zufrieden. Und dann wird der Frauenanteil mit Sicherheit zurückgehen. Dem müssen wir vorbeugen.

* Warum setze ich mich für die Erhöhung des Frauenanteils auf allen Ebenen ein? Weil die Frauen ungefähr die Hälfte der erwachsenen, stimmberechtigten Bevölkerung unseres Landes ausmachen. Und auch diese Hälfte soll, wie diejenige der Männer, in den öffentlichen Gremien angemessen vertreten sein.

* Bis jetzt wurden wir Frauen in unserem Lande behandelt wie eine Minderheit. Eine einzelne Frau als Vertretung aller hat man uns recht gerne zugebilligt. Wir haben uns auch so benommen. Unsere Befriedigung war jeweils gross, wenn irgendwo in einem Gremium wieder die erste Frau Einzug hielt. Auch wir Frauen bewegen uns immer noch in den Gedankengängen, dass «auch noch eine Frau» Einsitz nehmen soll in Kommissionen, Behörden, Gremien. Nicht «eine Frau», sondern «Frauen» gehören hinein, jeweils mehrere!

* Wir Frauen leben gleichsam in der politischen Pionierphase. Diese Phase müssen wir jetzt hinter uns lassen. Diese Zeiten sind vorbei. Das wird sehr viele Anstrengungen von Frauen und Männern erfordern. Denn wir Frauen haben, was politisches Mitgestalten anbelangt, einen sehr grossen Nachholbedarf. Aus verschiedenen Gründen wird es ein Werk von Jahrzehnten sein, aus der Pionierphase herauszukommen. Ich stimme allen zu, die sagen, die vermehrte Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben müsse organisch wachsen. Aber ebenso überzeugt vertrete ich die Ansicht, dass wir dieses Wachstum mit allen Kräften fördern müssen. Es fällt uns schwer, die Pionierphase hinter uns zu lassen, weil die Zahl der Frauen, die für den Einsitz in Parlamente und Behörden geeignet und bereit ist, nur langsam

wächst. Gerade das ist aber ein Grund für die Forderung, es seien alle diese Gremien für Frauen grosszügig zu öffnen und die politische Arbeit dieser Frauen zu unterstützen. Nur so kann Nachwuchs heranwachsen. Und nur wenn in Parlamenten und Behörden zahlreiche Frauen tätig sind, kann unsere Gesellschaft Erfahrungen mit der Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben sammeln. Die Frauen sind ja untereinander so verschieden wie die Männer verschieden sind. Es ist deshalb eine Überforderung, wenn von den vereinzelten Frauen in Behörden und Parlamenten jeweils erwartet wird, dass sie alle Frauen vertreten müssten. Auch Frauen setzen in ihrer Politik verschiedene Schwerpunkte. Durch diese Schwerpunkte sprechen sie Teile der Bevölkerung, Männer und Frauen, an, andere nicht.

* Nicht übersehen werden darf auch der folgende Sachverhalt: Durch das Erwachsenenstimmrecht hat sich wohl die Zahl der Anwärterinnen und Anwärter, nicht aber die Zahl der Sitze in Behörden und Parlamenten erhöht. 1971 haben die Männer in unserem Lande das Erwachsenenstimmrecht eingeführt. In den Jahrzehnten darnach wird sich zeigen, ob sie auch bereit sind, Behörden- und Parlamentssitze einigermassen angemessen auf die stimmberechtigten Frauen und Männer zu verteilen. In diesem Prozess sind wir Frauen, das muss uns ganz klar sein, auf das Wohlwollen und die Grosszügigkeit der Männer angewiesen. Denn im politischen Bereich sitzen sie nach wie vor an den Schalthebeln der Macht. Diese Einsicht entbindet uns aber nicht davon, die Gestaltungsmöglichkeit, die wir durch unser Stimm- und Wahlrecht haben, immer besser wahrzunehmen.

* Nun gibt es noch ganz spezielle Überlegungen, die wir uns machen können, wenn wir uns für einzelne Kandidatinnen und Kandidaten entscheiden. Häufig wird die Meinung vertreten, es komme nicht darauf an, ob Frauen oder Männer gewählt würden. Wichtig sei, dass es jeweils die geeigneten Personen seien. Die politische Wirklichkeit lehrt uns aber, dass in den meisten Fällen alle Personen, die zur Auswahl stehen, auf ihre Art geeignet sind. Dann spielen neben der Eignung für ein Amt oder Mandat jeweils noch weitere Gesichtspunkte eine Rolle. Arbeitgeber und Arbeitnehmer wollen vertreten sein. Verschiedene Regionen, verschiedene Sprachen erheben ihre Ansprüche usw. In der Pionierphase der Frauenbeteiligung am politischen Leben muss auch das Geschlecht ein Merkmal sein, das den Ausschlag geben kann, wenn verschiedene geeignete Personen zur Auswahl stehen. Unter verschiedenen geeigneten Personen verdient daher heute eine Frau den Vorzug, damit der Frauenanteil in den Parlamenten und Behörden erhöht werden kann.

Die Wählerschaft zieht ja gelegentlich auch einen jungen Politiker einem erfahrenen Politiker vor, um den Jungen eine Chance zu geben. In gleicher Weise gilt es zu überlegen, ob wir als Wählerinnen und Wähler nicht mehr als bisher Frauen eine Chance geben wollen.

* Wäre es daher nicht angebracht, bei den kommenden Wahlen auf allen Ebenen Frauen zu unterstützen und zu bevorzugen? Jede Stimmbürgerin und jeder Stimmbürger muss sich diese Frage ehrlich und sorgfältig überlegen. Wer eine einigermassen angemessene Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben befürwortet, kann diesem Anliegen durch sein Wahlverhalten zum Durchbruch verhelfen. Wer aber in den Zwischenwahlzeiten häufig davon spricht, Frauen fördern zu wollen, ohne dann mit dem Wahlzettel die Konsequenzen zu ziehen, spielt kein ehrliches Spiel. Da ziehe ich jene vor, die offen erklären, die Mitarbeit der Frau in der Politik sei eine unnötige Sache. Da können wenigstens Argumente und Gegenargumente ausgetauscht werden.

* Meine Ausführungen erheben nicht den Anspruch, vollständig zu sein. Ich habe mich mit jenen Gesichtspunkten befasst, die mir am häufigsten zu Ohren kommen. Wir alle, Männer und Frauen, müssen uns um die Zukunft unseres Landes, unserer Demokratie kümmern. Es stehen gewaltige Probleme zur Lösung an. Der Schutz der Lebensgrundlagen für unsere Enkel und Urenkel, die Stellung der Schweiz in Europa, unsere Landwirtschaftspolitik, die Sicherung unserer Sozialwerke sind nur einige von ihnen. Die Verantwortung für die Gestaltung der Zukunft fordert das Engagement von uns allen. Engagieren wir uns!

Judith Stamm

Als Bäuerin in den Grossen Rat

Dorothe Glauser (SVP), Grossrätin
geb. 1935, wohnt in Birwinken, Thurgau
Eidgenössisch geprüfte Bäuerin
Fünf erwachsene Kinder
Präsidentin der SVP-Frauen Kanton Thurgau
Präsidentin des Landfrauenvereins
1980 erstmals Kandidatin für den Grossen Rat
1984 Wahl in den Grossen Rat

Der Weg einer Bäuerin in die Politik ist nicht wesentlich anders als der einer anderen Frau. Was hingegen viele meiner Berufskolleginnen abhält, aktiv zu werden, ist wohl die grosse Arbeitsbelastung auf dem Betrieb. Verlangt doch die Mehrheit unserer Familienbetriebe die ständige Mitarbeit der Bäuerin. Dass ich ins Kantonsparlament gewählt wurde bei den letzten Wahlen, ist einer Reihe von Umständen zu verdanken. Wie schwierig es jedoch ist, in

In der Parlamentsarbeit ist es möglich, aktiv an Verbesserungen mitzugestalten.

der Politik gewisse Anliegen einzubringen, merkt man erst, wenn man mittendrin ist.

Das Gespräch mit den Ratskollegen machte mir auch anfangs keine Mühe. Schlimmer waren öffentliche Auftritte und spontane Stellungnahmen zu hängigen Fragen. Beides kann aber gelernt werden, und bessere Kenntnisse in Sachfragen bringen auch Sicherheit im Auftreten.

* Ich werde im Parlament als vollwertiges Mitglied anerkannt. Als Frau und Bäuerin wurden gerade von Frauen anfangs Erwartungen in mich gesetzt, welche ich sehr sorgfältig prüfen musste, um Prioritäten zu setzen und dabei den Blick für das Ganze nicht zu verlieren. Es galt zum Beispiel, sich für die Schaffung einer hauswirtschaftlichen Fachschule im Rahmen des neuen thurgauischen Berufsbildungsgesetzes einzusetzen. Ein weiteres Anliegen, das mich schon seit mehreren Jahren beschäftigt, ist die Förderung der spitalexternen Krankenpflege. Nicht nur die Kosteneindämmung erscheint mir wichtig, auch die Rekrutierung des Pflegepersonals wird immer schwieriger. Und was über Jahre kaum gewichtet wurde, nämlich die sozialethischen Aspekte, wird nun auch von den männlichen Kollegen immer stärker anerkannt. Da unser Kanton noch keine eigentliche Regelung (wie z. B. der Kt. Zürich) kennt, habe ich zu diesem Spitex-Problem kürzlich eine Interpellation eingereicht.

* Eigentlich ist es selbstverständlich, dass ich als Bäuerin ganz bestimmte Schwerpunkte setze in meiner politischen Arbeit. Heftige Kritik an einer verfehlten Landwirtschaftspolitik ist ja sehr verbreitet, aber es wird zu wenig beachtet, dass wir Bauern geradewegs in diese Situation hineinmanövriert wurden durch höhere Löhne ganz allgemein einerseits und durch stets höhere Ansprüche an die Produkte. Wer nicht weiss, wie ein Produkt gewachsen ist, welche Ansprüche die Pflanzen an die Umwelt stellen, und nur Kritik am Preis und an der Präsentation übt, lässt keinen Weg offen in eine andere Richtung.
* Somit ist die Parlamentsarbeit eine Möglichkeit, Erfahrungen aus meiner Arbeit als Bäuerin, aus Familie und Gemeinde einzubringen und aktiv mitzuarbeiten an Verbesserungen und Veränderungen. *Dorothe Glauser*

Frauen – Flüchtlinge

Barbara Gurtner-Schwarzenbach (POCH), Nationalrätin
geb. 1943, wohnt in Bern
Sekretärin/Hausfrau
Zwei Kinder
Mitglied der OFRA
1980–1983 Mitglied des Stadtrates
1983 Wahl in den Nationalrat

«15 Frauen und Kinder aus Sri Lanka während 11 Tagen in Genf-Cointrin festgehalten» – diese Meldung erregte im Februar in der Presse einiges Aufsehen. Die Frauen waren ihren Ehemännern und Brüdern nachgereist, die vor 2–3 Jahren in der Schweiz ein Asylgesuch gestellt hatten. Den Frauen wurde aber die Einreise am Flughafen vorerst verwehrt. Frauen auf der Flucht erleiden ihre eigenen Schicksale.
«Die meisten weiblichen Asylbewerber» schreibt der Delegierte für Flüchtlingsfragen, «reisen in die Schweiz ein, weil sich der Ehemann oder andere nahe Verwandte hier befinden. Sie machen häufig geltend, dass der Ehemann oder sonstige nahe Angehörige verfolgt gewesen seien und sie deswegen auch unter Diskriminierungen zu leiden gehabt hätten. Selten werden eigene Asylgründe geltend gemacht.»
* Tatsächlich wird in der Praxis ein Asylgesuch einer Frau entsprechend behandelt. Anerkennung oder Ablehnung eines Gesuches dieser Frauen steht und fällt mit dem Entscheid über dasjenige ihrer Ehemänner. Eine eingehende und spezifische Prüfung der Situation und der Fluchtgründe der Frau erfolgt nicht.
Unsere Asylrechtspraxis geht von einem typisch männlichen Verhalten aus. Asyl erhält der politisch aktive, in der Öffentlichkeit agierende Mann. Frauen werden eher selten als politische Flüchtlinge anerkannt. Realistische Chance auf politisches Asyl haben bei uns nur Frauen, die in politischen Parteien und Gewerkschaften aktiv mitgearbeitet haben.
* Frauen werden in vielen Ländern trotzdem auf vielfältige Art und Weise verfolgt. Häufig nehmen die Verfolgungen wegen des Geschlechts der Frauen eine spezielle Dimension an. Z.B. riskieren Frauen in islamischen Ländern grausame Strafen, wenn sie sich weigern, durch Tragen des Schleiers die dominierende patriarchalische Herrschaft anzuerkennen. In anderen Ländern werden Frauen von Militärs oder Angehörigen feindlicher Gruppen vergewaltigt und gefoltert, um die Ehre der Ehegatten bzw. der Sippe zu zerstören (z.B. in der Türkei und Chile). Frauen werden misshandelt, um Informationen über ihre Männer zu erpressen. Besonders bei Folterungen sind Vergewaltigungen und sexuelle Demütigungen eine oft angewandte Form brutaler Unterdrückung.
* All diese Formen der geschlechtsspezifischen Unterdrückung und Verfolgung werden bei uns nicht als Asylgrund anerkannt. Dies führt dazu, dass jenen Frauen, denen bei uns Asyl gewährt wurde (z.B. als Ehefrauen verfolgter Männer) kein geschlechtsspezifisches Hilfsangebot zur Verfügung gestellt wird. Sie müssen also mit den Folgen von Folter und Vergewaltigungen alleine fertig werden. Sexuelle Gewalt erfahren sie so meist als individuelles Schicksal, dem sie sich zu ergeben haben. Zudem riskieren Frauen auch noch, wegen des erlittenen sexuellen Missbrauchs von ihren Männern ausgestossen zu werden. Die Angst vor den Konsequenzen und ihr Schamgefühl veranlassen sie zum Schweigen. Welche Frau würde es fertigbringen, beim ersten Kontakt mit einem männlichen Polizei- oder Grenzbeamten über eine erlittene sexuelle Gewalt zu sprechen?

Foto: Michael von Graffenried

Barbara Gurtner kämpft für Anerkennung frauenspezifischer Asylgründe

* Ein Anspruch der Frau auf selbständige Würdigung eines von ihr eingereichten Asylantrages wäre aber aufgrund des Asylgesetzes (Art. 3) möglich. Danach gilt als Flüchtling, wer in seinem Heimatland wegen seiner Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Anschauungen bedroht ist.
Wie die Männer verlassen auch Flüchtlingsfrauen ihre Heimat gegen ihren Willen, um anderswo den Schutz zu bekommen, welcher ihnen im eigenen Land verwehrt ist. Oft folgen sie ihrem Mann ins Exil und müssen dort unter ihnen völlig fremden Bedingungen leben.
* Heute sind weltweit ca. 60 Mio. Menschen auf der Flucht. 80–90% sind Frauen und Kinder. Die wenigsten Frauen haben Geld, Wissen oder die Beziehungen, um mit ihren Kindern nach Europa, z.B. in die Schweiz, zu gelangen. Sie bleiben in den Flüchtlingslagern der 3. Welt zurück. Um so berechtigter wäre die Anerkennung frauenspezifischer Fluchtgründe für die wenigen, die es trotzdem bis zu uns geschafft haben.
Die Befragung der Flüchtlingsfrauen durch Beamtinnen und die nötige Betreuung und Hilfe, z.B. bei sexueller Verfolgung, sind Neuerungen im Asylrecht, die sich die reiche Schweiz sehr wohl leisten könnte. Dies wäre auf jeden Fall einer Verschärfung des Asylgesetzes, wie sie am 5. April zur Abstimmung kommt, vorzuziehen.
Barbara Gurtner

Vorbeugen ist besser als heilen

Ruth Gonseth-Egenter (Grüne Partei), Landratskandidatin
Geb. 1943, wohnt in Liestal BL
Dr. med., Spezialärztin für Haut- und Geschlechtskrankheiten
Ein erwachsener Sohn
Vorstandsmitglied Grüne Partei BL
Landratskandidatin 1987

Mein Entschluss zu politischer Aktivität ist in den letzten Jahren gewachsen, einerseits aus meiner Erfahrung im Beruf und der Mitgliedschaft in verschiedenen Frauenorganisationen und andererseits aus meiner persönlichen Betroffenheit angesichts der fortschreitenden Zerstörung unserer natürlichen Lebensgrundlagen. Mit meinem Einsatz in der «grünen Politik» möchte ich mithelfen, neue Prioritäten zu setzen. Dies bedeutet für mich eine Poli-

tik, die sich an den Bedürfnissen der Menschen orientiert, sich auch für die Gleichstellung der Frau in Beruf und Gesellschaft einsetzt und kämpft für konsequente Massnahmen zur Erhaltung unserer Umwelt.

* In meinem Beruf erlebe ich täglich, wie eine nicht mehr menschengerechte technische und gesellschaftliche Entwicklung durch Überkonsum, Überforderung usw. nicht nur die Umwelt, sondern auch uns Menschen krank macht. Deshalb geht es mir in der «grünen Politik» nicht nur um die kranke Umwelt, sondern vorab auch um uns Menschen. Ich denke vor allem an die erschreckende Zahl von Zivilisationskrankheiten, die auch schon viele junge Menschen betreffen, zum Beispiel Herz- und Kreislaufstörungen durch Stress, Folgekrankheiten durch übermässigen Zigaretten- und anderen Suchtmittelkonsum, Krankheiten des Bewegungsapparates durch Halteschäden, Bewegungsarmut, Übergewicht, Verkehrsinvalide usw ...

Ruth Gonseth engagiert sich für bessere Lebensgrundlagen.

* Wirtschaftliche Sachzwänge, Konsum- und Profitdenken, aber auch falsch gesetzte Prioritäten von Forschung und Fortschritt in der Medizin selbst verhindern eine sinnvolle Sozial- und Vorbeugungsmedizin gegen diese Zivilisationskrankheiten. Hier ist ein mutiges Umdenken notwendig. Unser grosses medizinisches Wissen soll mehr an der Wurzel, zur Vorbeugung von Krankheiten eingesetzt werden. Die Zusammenhänge von Zivilisationskrankheiten müssen in allen Lebensbereichen, vorab in Wirtschaft und Arbeitswelt, viel mehr Berücksichtigung finden. Auch bereits in der Schule soll die Freude an einem gesunden Körper und das Wissen um die Bedeutung der Gesundheit als kostbares Gut gelernt werden. Nur in solchen Massnahmen sehe ich die Möglichkeit, die ständige Kostenexplosion in der Medizin zu bremsen und aus dem jetzigen Teufelskreis auszusteigen. *VORBEUGEN IST BESSER ALS HEILEN.*

* Anderseits bedeutet auch die zunehmende Vergiftung unserer natürlichen Lebensgrundlagen eine direkte Bedrohung für unsere Gesundheit. Insbesondere möchte ich mich vermehrt für eine bessere Luft einsetzen. «Luft ist Leben» – unter diesem Titel haben angesichts des fortschreitenden Waldsterbens 3500 Ärzte/-innen im Herbst '86 eine Petition an den Bundesrat eingereicht, um Notstandsmassnahmen gegen die katastrophale Luftverschmutzung zu fordern.

* Hauptschuldig hinsichtlich Waldsterben sind die Stickoxide, die zu über 80% von Motofahrzeugen stammen. Ihre Werte liegen in unseren Städten und Agglomerationen erheblich über den für die Gesundheit kritischen Grenzwerten der Luftreinhalteverordnung (in Kraft seit dem 1.3.86). Wieviel sichtbarer Schmutz sich zudem vor allem bei extremen Wetterlagen in unserer Luft ansammelt, war in der letzten Zeit eindrücklich zu sehen an dem grauen Belag auf dem Schnee. Qualitätsanalysen des Schnees aus Zürich haben ergeben, dass dieser Schnee giftig ist. Messungen aus der Region Basel liegen wegen fehlender Infrastruktur und Personalmangels beim Lufthygieneamt noch nicht vor. Wir alle atmen diese schmutzige Luft ein, und der Schmutz gelangt so unweigerlich in unsere Lungen. Dies bedeutet ein gesundheitliches Risiko vorerst für Kleinkinder, alte Menschen und Menschen mit Atemwegerkrankungen. Auf lange Sicht sind wir alle gefährdet. Es ist höchste Zeit, diese Tatsache nicht weiter zu verdrängen, sondern ernst zu nehmen. Der eidgenössische Luftreinhaltefahrplan, welcher die Einhaltung der nichtgesundheitsgefährdenden Grenzwerte bis 1994 erreichen will, ist zu langsam. Insbesondere hält er auch nicht Schritt mit der schnellen Zunahme des Waldsterbens. Mutige Sofortmassnahmen sind deshalb unerlässlich, da wir nicht auf die Eigenverantwortung jedes einzelnen Bürgers warten können. Wir fordern deshalb einerseits personelle und infrastrukturelle Verbesserung beim Lufthygieneamt, Aufklärung über die Luftverschmutzung für die menschliche Gesundheit, andererseits sofortige drastische Herabsetzung des Treibstoffverbrauchs, Erlass strengerer Abgasvorschriften auch für Dieselfahrzeuge und Mofas u.a.m.

Ruth Gonseth-Egenter

Andrea Graf-Widmer (LdU), Kantonsrätin

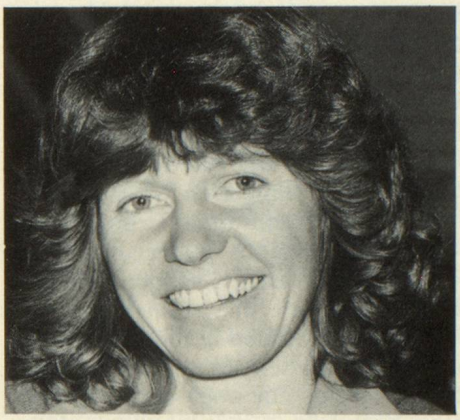


Foto: Elfie Wollenberger

Andrea Graf sieht im schulfreien Samstag mehr Familienleben.

Geb. 1952, wohnt in Zürich
Dipl. math. Gymnasiallehrerin
Ein Sohn
1983 Wahl in den Kantonsrat

Die Arbeitszeiten der Erwachsenen haben sich geändert, die Schulzeiten der Kinder nicht. Das gemeinsame Mittagessen, das früher ein bedeutender Bestandteil des Familienlebens war, ist zur Ausnahme geworden; die meisten Väter kehren erst abends wieder zur Familie zurück. Dadurch hat das Wochenende für das Familienleben an Bedeutung gewonnen. Viele Eltern würden deshalb einen schulfreien Samstag schätzen und ihn für gemeinsame Aktivitäten – wie Ausflüge, Sport, Spiel oder Hobbies – nutzen. Für viele Eltern ist es unverständlich, dass ihr Kind am Freitagnachmittag frei hat, hingegen am Samstagmorgen, wenn beide Eltern zu Hause sind, in der Schule sitzt.

Soll sich die Schule diesen veränderlichen Situationen in unserer Gesellschaft anpassen? Diese Frage stellt sich nicht nur im Zusammenhang mit der Fünftagewoche, sondern auch bei andern Schulreformen, zum Beispiel bei Versuchen mit Tagesschulen oder bei der Einführung eines neuen Unterrichtsfaches wie Informatik oder Lebenskunde. Die Meinungen zu dieser Frage gehen weit auseinander. Deshalb braucht jede Erneuerung in der Schule viel Zeit.

* Der Fünftagewoche war bis jetzt im Zürcher Kantonsrat kein Glück beschieden. 1978 lehnte der Rat mit 55:54 Stimmen ein Postulat für den schulfreien Samstag ab. 1981 wurde eine entsprechende Motion klar abgelehnt. Vor einigen Monaten, am 11. August 1986, gewährte der Kantonsrat einer Einzelinitiative, mit der die Fünftagewoche in der Volksschule gefordert wurde, die vorläufige Unterstützung nicht. Anstelle der 60 erforderlichen Stimmen wurden nur deren 55 abgegeben. Diese Einzelinitiative ist inner-

halb einer Gruppe von engagierten Eltern in der Stadt Zürich entstanden und mit folgenden Worten begründet worden: «Die Kinder können sich von der immer strenger werdenden Schule besser erholen. Die Eltern und Kinder können die verlängerten Wochenenden besser zur gemeinsamen Erholung sowie für gemeinsame Wanderungen und Ausflüge benutzen. Die berufstätigen Eltern schätzen die zusätzlichen gemeinsamen Stunden besonders.» Nach diesen erfolglosen Vorstössen im Kantonsrat bleibt nur noch der Weg über eine Volksinitiative, obwohl im Kanton Zürich der Erziehungsrat in eigener Kompetenz die Einführung der Fünftagewoche beschliessen könnte.

* Die Gegner der Fünftagewoche bringen im wesentlichen zwei Argumente vor. Die einen befürchten einen zu grossen Stress für die Schüler an den übrigen Wochentagen. Andere meinen, als Eltern würden sie den Samstagmorgen für sich allein sehr schätzen. Die Befürchtungen, dass die Schüler bei einem freien Samstag an den übrigen Wochentagen zu stark belastet werden, sind berechtigt und müssen ernst genommen werden. Dieses Problem sollte im Kanton Zürich in die laufende Lehrplanrevision miteinbezogen werden, bei der für praktisch alle Primarklassen eine Erhöhung der wöchentlichen Stundenzahl vorgesehen ist. Um eine Überlastung der Schüler zu vermeiden, sollte auch die Lektionsdauer, die heute mehrheitlich 50 Minuten beträgt, überprüft werden. Nach einem Versuch mit der Fünftagewoche in der Gemeinde Egg im Schuljahr 1970/71 wollten über 80% der Schüler und 78% der Eltern den Versuch weiterführen, unter der Voraussetzung, dass die Lektionen um 5–10 Minuten verkürzt würden. Der Erziehungsrat lehnte ab, der Versuch wurde abgebrochen.

Seither sind ausser an Sonderschulen und an der Tagesschule in Zürich-Altstetten, wo sich die Fünftagewoche übrigens sehr bewährt, keine weiteren Versuche durchgeführt worden. Im kommenden Frühjahr jedoch – 17 Jahre nach dem ersten Versuch – wird ein zweiter mit leicht geänderten Bedingungen gestartet, diesmal in der Gemeinde Volketswil. 65% der betroffenen Eltern haben bei einer Umfrage die versuchsweise Einführung der Fünftagewoche befürwortet. Ebenfalls im kommenden Frühjahr soll in der Stadt Zürich der freie Samstag im Kindergarten eingeführt werden, nachdem sich 85% der Eltern dafür ausgesprochen haben.

* In sechs Kantonen, nämlich Waadt, Neuenburg, Freiburg, Jura, Genf und Tessin, hat sich die Fünftagewoche in der Schule vollständig durchgesetzt, ebenso in Teilen der Kantone Bern und Uri. Im Kanton Waadt erfolgte die Umstellung aufgrund einer Volksinitiative, die 1980 von den Stimmbürgern angenommen wurde. Im Kanton Uri hat, nachdem die Kompetenz den Gemeinden übergeben wurde, die Mehrheit der Gemeinden den freien Samstag eingeführt. Im Kanton Genf liegt eine besondere Situation vor. Dort kennt man zwar seit 100 Jahren die Fünftagewoche, allerdings nicht mit dem freien Samstag, sondern mit dem freien Donnerstag.

Nicht nur im Kanton Zürich, auch in anderen Kantonen ist die Fünftagewoche zurzeit im Gespräch. So wurde zum Beispiel im Kanton Aargau eine Elternvereinigung gegründet, die sich für die Einführung eines schulfreien Samstags einsetzt. Eine Umfrage ergab, dass ⅔ der Aargauer Eltern die Fünftagewoche wünschen. Im Grossen Rat wird demnächst über eine entsprechende Motion abgestimmt. Bei einem ablehnenden Entscheid wird auch im Kanton Aargau die Lancierung einer Volksinitiative erwogen. Im Kanton Thurgau hat eine Unterschriftensammlung bereits begonnen. Ist es nur eine Frage der Zeit, bis in Zürich und in allen andern Kantonen der freie Samstag für die Schüler Wirklichkeit wird?

Andrea Graf-Widmer

Die Bedeutung des Quartiers

Christina Csonka-Rüegg (FDP), Kantonsratskandidatin
Geb. 1938, wohnt in Zürich
Dr. phil., Redaktorin und Mitarbeiterin an Lokalzeitungen
Drei Kinder
Mitglied der Schulpflege, Kindergartenpräsidentin, seit 1981 Delegierte der FDP-Frauen Kanton Zürich
Kantonsratskandidatin 1987

keit, das heute im Grossstadtleben einen immer höheren Stellenwert bekommt. Städtebaulich könnte man das Quartier etwa folgendermassen definieren: Das Quartier ist ein baulich klar abgesetzter Teilbereich mit einem wirtschaftlichen und kulturellen Schwerpunkt sowie mit Einkaufs- und Erholungszentren, meist in der Grösse eines Grundschulbereichs. Es bildet ein kulturelles Eigensystem, das von der Kulturatmosphäre der Gesamtstadt oder auch von anderen Stadtteilen sehr verschieden sein kann. Dadurch wird die Unüberschaubarkeit grossstädtischen Lebens überwunden und der einzelne wieder am öffentlichen Leben interessiert.

* Wieso sind diese Eigenständigkeit und diese Überschaubarkeit so wichtig? Wieso fühlt sich ein Zürcher mit Stolz auch als Höngger, Hottinger, Wollishofer oder Witikoner?

Der Grossstädter findet im Quartier einen engeren Heimatraum, eine neue Nachbarschaft. Eine Integration ist hier am ehesten möglich, z.B. durch Teilnahme an konkreten Aufgaben, etwa im Schulwesen oder der Kirchgemeinde. Eine Fülle von Organisationen und Vereinigungen jeglicher Art tragen dazu bei, die Leute einander näherzubringen, die Kontakte und Zusammenarbeit verschiedener Gruppen zu erleichtern. Gerade für «Zugezogene» bedeutet das Fussfassen im Quartier neue Nachbarschaft, neue Freundschaften, Ersatz für verlorene Familien- und Freundesbeziehungen am früheren Wohnort.

Von der Jugenddisco bis zum Alterstreff, von Mütterberatung über Frauenturnen, Männerchor und Fussballclub zur Stammbeiz und Bibliothek bietet das Quartier Integrationsmöglichkeiten. Der sogeannte Quartiergeist ist in den meisten Zürcher Aus-

Politische Arbeit ist vor allem Einsatz an der Basis.

senquartieren besonders ausgeprägt und ist wohl auf den früheren Dorfgeist vor der Eingemeindung in die Stadt zurückzuführen.

* In meinem eigenen Quartier, in Witikon, haben die Frauen einen ganz wesentlichen Beitrag geleistet zum lebendigen Quartierleben. Sie haben sich vor 50 Jahren bei der Gründung des Frauenvereins zusammengeschlossen, gründeten den Haus- und Krankenpflegeverein, setzen sich ein für die Betreuung der Älteren, Mütterberatung, Kinderhütedienst, Basare und eine aktive Quartierhilfe.

* Daneben hat der Quartierverein eine wichtige Funktion für den einzelnen Bewohner. Dort kann er jederzeit seine Anliegen vorbringen. Das eigentliche Forum des Quartiervereins ist denn auch die Quartierzeitung, die als Anzeiger für alles «Interne» nicht

mehr wegzudenken ist. Aus meiner eigenen Mitarbeit beim Quartieranzeiger entstand z.B. der Witiker Hobby-Markt. Ausschlaggebend war eine alteingesessene Witiker Bauerntochter, die seit Jahren bei schönem Wetter einen Tisch vor ihre Haustür stellt, um dort an Passanten Blumensträusse, eigene Konfitüre, Gebasteltes und Gestricktes zu verkaufen. Aus Gesprächen mit dieser Frau und meiner Arbeit am Quartieranzeiger wuchs die «Markt-Idee», und im August 1982 konnte man beim ersten Witiker Hobby-Markt teilnehmen. Jeder kann mitgestalten, Ideen realisieren und zum Gemeinschaftsleben beitragen.

* Dieses Leben im Quartier, die Nachbarschaftshilfe, das Suchen von Gespräch und Konsens, die gegenseitige Respektierung und Anteilnahme an den Anliegen anderer ist für das heutige Zusammenleben in einer Stadt die wichtigste Basis. Der Quartiergeist ist deshalb von entscheidender Bedeutung für unser tägliches Wohlbefinden und für die Lösung gesellschaftlicher und politischer Probleme, die im Alltag auf uns zukommen.

Christina Csonka-Rüegg

Vom Umgang mit der Umwelt

Ursula Mauch (SP), Nationalrätin
Geb. 1935, wohnt in Oberlunkhofen AG
Chemikerin HTL
Drei erwachsene Kinder
1974–80 Mitglied des aargauischen Grossen Rates
1979 Wahl in den Nationalrat

Nachdem in den fünfziger Jahren einzelne Gewässer angefangen hatten, zum Himmel zu stinken, haben wir entdeckt, das wir den Gewässern nicht alles und jedes und jede Abfallmenge zumuten dürfen, ohne dabei die natürliche Abbaukapazität des Ökosystems Bach, Fluss oder See weit zu überschreiten. Die Rebellion der Gewässer gegen unser Treiben hat zu einem Gewässerschutzprogramm geführt, das uns bis jetzt weit über 20 Milliarden Franken gekostet hat.

* Eigentlich hätten wir aus dieser Gewässererfahrung lernen müssen, dass Ökosysteme Grenzen der Belastbarkeit haben, dass die Umwelt schlechthin Belastbarkeitsgrenzen hat. Nur ein Beispiel einer Belastbarkeitsgrenze: Der Rhein bei Köln wäre in der Lage, pro Tag und Laufkilometer 10 Tonnen organisch abbaubares Material schadlos zu mineralisieren. Das ist die natürliche Abbaukapazität des Flusses. Aber seit Jahrzehnten wird ein Vielfaches an abbbaubarem Abfall und zudem jede Menge nicht abbaubarer oder für die Abbaulebewesen gar toxische Stoffe in den Rhein geworfen. So wurde der Rhein zur europäischen Kloake, und wir als Oberlauf-Anlieger sind daran alles andere als unschuldig, wie die Folgen des Sandoz-Brandes drastisch aufgezeigt haben.

* Leider haben wir nichts gelernt aus den Gewässerschutzerfahrungen und stehen seit einiger Zeit überrascht vor der Tatsache, dass ein weiteres Ökosystem, der Wald, nicht mehr mitmachen will. Wie lange wird es dauern, bis der landwirtschaftliche Boden seinen Dienst versagen wird? Sind wir nicht bereits schon daran, uns selber zu vergiften: Blei im Salat, Hormone im Kalbfleisch, Nitrat im Spinat, Antibiotika im Poulet? Wer schützt uns vor der täglichen Ration Chemie?

* Der Wald ist eigentlich ein ausgezeichnetes Luftreinigungssystem – solange wir ihm nicht zuviel zumuten. Aber schon Parcelsus wusste: Nichts ist Gift, alles ist Gift, die Menge macht's. Dieser Satz gilt für das Ökosystem Gewässer so gut wie für das Ökosystem Wald.

* Der Physiker Fritjof Capra ist überzeugt, dass das Grundübel unserer naturfeindlichen Entwicklung in unserem durch den Physiker Newton, Descartes und andere naturwissenschaftliche Gründerväter geprägten Denken zu suchen ist. Wir denken vernunftbezogen und linear. Oder, wie sich Capra ausdrückt: «Für Menschen unseres Kulturkreises ist es sehr schwer zu begreifen, dass man aus einer guten Tat nicht automatisch eine bessere macht, wenn man noch mehr Gutes hinzufügt.» Das Überschreiten von Grenzen ist die logische Folge linearen Denkens. Wer neigt schon nicht, konkret oder übertragen, dazu, anzunehmen, dass zwei Kopfwehtabletten besser seien als eine? Damit ist das fundamentale Problem unseres Fortschritts angedeutet: Im Gegensatz zu den Ökosystemen fehlen uns Vernunftwesen die Reguliermechanismen, die uns melden: Halt, es reicht! Wir machen, um die Systemtheorie zu bemühen, keine Rückkopplungen. Oder: Wir hinterfragen unsere Fortschritte nicht, wir addieren sie nur. Wenn für die Schweiz 300000 Motorfahrzeuge «gut» waren, sind 3 Millionen 10mal besser. Capra nennt dies das mechanistische Weltbild. In dieses Weltbild haben wir einen biologischen Begriff übernommen und ihn für unsere Zwecke zurechtgebogen: den Begriff Wachstum.

Foto: Leonard Bezzola

Politische Arbeit und Berufsarbeit sind verbunden miteinander.

* Wachstum steht nicht als ein Teil des Werdens, Wachsens, zu dem in der Biologie unabdingbar auch das Vergehen, sich Auflösen gehört, sondern es steht nur linear für sich: Zunahme und Addition vor allem materieller Güter. Der Begriff hat einen rein quantitativen Inhalt und hat mit Evolution nichts mehr zu tun.

Wir wenden in der Schweiz für die medizinische Versorgung zunehmend Unsummen von Geld auf und überlegen uns heute, ob wir uns den eingeschlagenen Pfad eigentlich noch lange weiter leisten können. Die medizinische Betreuung wird ständig raffinierter. Mit allem Fortschritt in bezug auf persönliche Hygiene, Wohnhygiene, Epidemiebekämpfung, Medikamente, medizinische Technologie usw. sollten wir doch gesünder werden. Aber wir werden nur älter; die Gleichung «Mehr Medizin = mehr Gesundheit» spielt offensichtlich nicht mehr.

Wir müssen uns fragen: Macht uns der Fortschritt krank? Wäre vielleicht – entgegen unserem Denken – weniger mehr?

* Es ist wohl nicht sehr danebengegriffen, wenn man als Massstab für unsere Einschätzung von sicherheitspolitischen Risiken die Ausgaben nimmt, die zum Beispiel der Bund zur Abwendung irgendeines Risikos ausgibt. Da ist man natürlich etwas auf Schätzungen angewiesen, denn es gibt in der Staatsrechnung keine Rubrik «Risiken».

Wir haben genügend Phantasie, um festzustellen, dass in einer solchen Risikohierarchie das Kriegsrisiko mit Abstand am höchsten eingeschätzt wird. Etwa 3,5 Mia. Franken kostet uns die Armee pro Jahr. Ich kann nicht sagen, ob das, gemessen am eigentlichen Risiko, zuviel oder zuwenig ist. Aber ich stelle fest, dass wir zur Abwendung ökologischer Risiken bis jetzt nur einen verschwindenden Bruchteil dieser Summe einsetzen.

Wie ist das zu beziffern, wenn der Wald stirbt? Was kostet uns das? Die Frage ist absurd, eine Schweiz ohne Wald ist nicht denkbar, an dieses Risiko wollen wir gar nicht denken. Aber ist diese Überlegung absurder als jene,

dass wir einem modernen Krieg ausgesetzt sein könnten?

* Irgendeinmal in den nächsten Jahren wird die Schweiz beim Zivilschutzvollausbau angelangt sein. Und kürzlich hat das Parlament beschlossen, für Milliarden neue Panzer zu kaufen. Wir sind also gerüstet gegenüber einem Risiko, das wir wahrnehmen, aber vollkommen ungerüstet gegenüber Risiken, die wir nicht nur nicht wahrnehmen wollen, sondern sogar negieren. So gibt es immer noch Parlamentarier, die nicht von «Waldsterben» sprechen wollen, sondern sie reden von «neuartigen Waldschäden». Ich nenne das die semantische Problembewältigung. Diese hat bei uns Tradition: Vor einigen Jahren wurden aus den Atomkraftwerken mit ihrer Assoziation zu Atombomben die viel neutraleren Kernkraftwerke.

Die Risiken, mit denen wir uns heute selber bedrohen, sind viel kostspieliger als alle Risiken, die von aussen auf uns zukommen könnten. In bezug auf den Mitteleinsatz tun wir aber so, als wäre es gerade umgekehrt. Während im letzten Herbst in der Ostschweiz grosse, teure Armeemanöver stattfanden gegen einen eingebildeten Feind, passierte in Schweizerhalle eine echte Katastrophe, der die Verantwortlichen hilflos gegenüberstanden.

* Aufgeschlossene Denker wussten schon im letzten Jahrhundert, wie gefährlich es ist, gegen die Natur Krieg zu führen. So führte ein ETH-Forstprofessor nach den verheerenden Überschwemmungen 1868 im Bündnerland folgendes aus:

«Sobald der Mensch die göttliche Ordnung verletzt, frevelnd in die Gesetze der Natur eingreift, da folgt stets die Strafe. Erst langsam und milde schreitet sie heran, wenn aber der Mensch den Warnungsruf nicht achtet, treffen ihn fortschreitend schwerere Strafen, bis er endlich das Land verlassen muss, das ihm zur Heimat angewiesen war, und das er durch sein blindes Wüthen gegen die Gesetze der Natur aus einem Paradies in eine Wüste verwandelt hat. Hiefür liefert die Geschichte vieler Länder schlagende Beweise.

Wie in manchen andern Gebirgsländern, so ist auch in der Schweiz schwer gesündigt worden an der göttlichen Ordnung durch Verwüstung der Wälder.»

Es scheint, als hätten wir in mehr als hundert Jahren nichts gelernt!

Ursula Mauch

Ein politisches Bewusstsein erlangen

Edith Stauber (parteilos), Landratskandidatin

Geb. 1952, wohnt in Gelterkinden BL
Ausgebildete Kauffrau
Eine kleine Tochter
Gründungsmitglied der Baselbieter Ofra
Präsidentin des Vereins «Pro Ergolz»
Kandidiert auf der Liste der «Grünen Baselbiet» für die Landratswahlen 1987

Es ist kurz nach sieben Uhr morgens. Ich stehe an der Bushaltestelle «Schönthal» an der Rheinstrasse, die die beiden Baselbieter Gemeinden Frenkendorf und Füllinsdorf trennt. 30000 Autos zirkulieren täglich auf dieser Strasse, die von den Befürwortern einer Entlastungsstrasse stolz zu den am stärksten befahrenen der ganzen Schweiz gezählt wird. Nur noch höchst schleppend, wie immer in Stosszeiten, wälzt sich die von Berufspendlern alimentierte Autolawine talabwärts Richtung Basel. Was sich da privater Autoverkehr nennt, schiesst es mir durch den Kopf, ist bei aller Mobilität wohl etwas vom Unvernünftigsten, was heutzutage zum sogenannten Wohlstand gehört: In neun von zehn vorbeischleichenden Autos sitzt bloss eine einzige Person – die Lenkerin oder der Lenker persönlich.

Foto: Dominic Labhardt

Edith Stauber begrüsst Beamte des Bundesamtes für Umweltschutz anlässlich eines Augenscheins mit Blumen.

Bis mein Bus in die Haltenische einbiegt, um nachher in der Blechkolonne stockend voranzukommen, versuche ich mich mit dem Halstuch vor dem Gestank zu schützen. In meinem Bauch wächst die Wut: So darf es nicht mehr weitergehen. Ich bin fest entschlossen, gegen diese kaputte Art der öffentlichen Fortbewegung anzutreten.

Wie gerufen flattert die Einladung zweier Gleichfühlender in meinen Briefkasten: Gegen den geplanten Bau der Talbelastungsstrasse T2 – die nach Meinung der Strassenbau-Lobby und der Baselbieter Baudirektion eine angebliche Entlastung der Rheinstrasse bewirken soll – soll Widerstand aufgebaut werden. 150 Millionen Franken soll die 4,5 Kilometer lange Umfahrungsstrasse kosten.

Am 1. Mai 1984 gründeten zwölf bunt zusammengewürfelte, meist parteilose und politisch bisher nicht besonders aktive junge und jüngere Leute bei einem Morgenessen in einer Liestaler Quartierbeiz den Verein «Pro Ergolz». Sein schlichtes Ziel: die Verhinderung der Belastungsstrasse T2 und die Erhaltung des Ergolztals im heutigen Zustand.

Der Verein, den ich seit rund zwei Jahren präsidiere, ist mittlerweile auf über 350 Mitglieder und Sympathisanten(innen) angewachsen. Und ein Ende der Wachstumsphase ist hier zum Glück nicht abzusehen: Organisch, wie vom Tropfenzähler verabreicht, wächst «Pro Ergolz» weiter.

Persönliche Betroffenheit und die feste Überzeugung, dass die vielgepriesene «persönliche Selbstverantwortung der mündigen Bürger» die Umwelt nicht vor der rasant schleichenden Zerstörung zu retten vermag, haben mich und meine Vereinskolleginnen und -kollegen der ersten Stunde zum Handeln veranlasst.

Die Form der Bürgerinitiative und die Fixierung des Vereinszwecks auf ein zentrales Thema kommen solchem Bedürfnis in höchstem Mass entgegen. Wie gern erinnere ich mich an den Gründungstag! Die nicht ganz reine Luft im Sitzungszimmer ist förmlich durchdrungen von Tatendrang, Ideen und neuen Hoffnungen. Unverschlissene Frauen und Männer, die bereit sind, politische Arbeit zu leisten und Hand anzulegen – etwa wenn es darum geht, grossflächige Mahntafeln gegen das «Landschafts-Massaker» im Ergolztal im Plangelände aufzurichten (wozu selbstverständlich ein perfektes Baubewilligungsverfahren durchgeführt wurde).

Schon die erste grössere Aktion wurde ein durchschlagender Erfolg: Obschon anfänglich von einem winzigen Grüppchen getragen, setzten mehr als 10500 Menschen ihre Unterschrift unter eine Petition zur T2-Verhinderung. Noch nie hatte im Baselbiet eine Bittschrift an die kantonalen Behörden so viele Leute hinter sich scharen können.

* Ich spürte beim Anwachsen der Unterschriftenzahl – die Signatursammlung artete vereinsintern zum wahren Leistungssport aus – immer deutlicher den Handlungssinn wie jeweils nach einer «Aktion schwarz»: Als schwarzvermummte Gestalten säumen wir in unregelmässigen Abständen stumm die Rheinstrasse, wenn sich die Autopendlermasse am frühen Morgen Richtung Basel bewegt. Einen Mo-

ment lang ist uns nach einer «Aktion» zwar kotzübel, aber dann wärmt die Unentwegten die Überzeugung, einen weiteren kleinen Schritt in die richtige Richtung getan zu haben.
Inzwischen ist die T2 zu den umstrittensten politischen Themen im Baselbiet aufgerückt – dank intensiver Öffentlichkeitsarbeit von «Pro Ergolz»: Der Verein ist mit Flugblättern, Leserbriefen und einem eigenen «Info»-Bulletin in der Öffentlichkeit präsent. Bis auf den heutigen Tag mindestens haben wir unseren Vereinszweck vorzüglich erfüllt.
* Frühjahr 1986. In meinem Bauch wächst ein Kind. Die Reaktorkatastrophe im 1800 Kilometer entfernten Tschernobyl versetzt die hiesige Bevölkerung im allgemeinen und die schwangeren Frauen im besonderen in einen kollektiven Ohnmachtsanfall. Angesichts grosstechnologischer Absurdität stellt sich für mich und andere die Schicksalsfrage: Frischgemüse oder lieber nicht? aus der Frischmilch-Not eine Trockenmilch-Tugend machen? Ich mag die Trockenmilch nicht in Unschuld waschen und ziehe die Frischmilch-Not vor.
Grösser können Verunsicherung, Ohnmacht und Erschütterung gar nicht sein. Wie rückt der geborstene Atomreaktor meinem ungeborenen Kind zu Leibe? Wie heftig durchdringen die wildgewordenen Ukrainestrahlen meine Bauchwand? Scheisse!
1. November 1986. Unsere Anna ist jetzt dreieinhalb Monate alt und liegt regungslos in ihrem Bettchen. Nur ein leiser Atem ist hörbar. Der junge Tag ist noch dunkel. Seit 0.19 Uhr lodert in Schweizerhalle, nur wenige Kilometer von meinem Wohnort entfernt, die Lagerhalle. Peter, der vom Giftbrand von Anfang an wusste, lässt mich schlafen. Kurz nach fünf Uhr erwache ich und taumle in den Hausflur, wo Aufregung herrscht: Es könnte Krieg sein.
* «Es ist Katastrophenalarm, in Schweizerhalle brennt eine mit Giften gefüllte Lagerhalle», sind die ersten Worte, mit denen Peter mich zu informieren versucht. Unter der Wohnungstür erscheint eine völlig verängstigte Mitbewohnerin: «Habt ihr gehört, es ist Katastrophenalarm ...» Im Radio folgen Durchsagen: «Fenster und Türen schliessen, nicht ins Freie treten ...». Noch ist der Tag nicht hell, bricht in der Region das Telefonnetz zusammen: «Weisst Du es schon», teilen Freunde und Bekannte einander mit, «es ist Katastrophenalarm.»
Wir leben immer noch. Mit welchem Recht überhaupt? Die zähen Aale im Rhein sind für uns krepiert.
* Januar 1987. Inversionslage über der Region Basel bei eiskalten Temperaturen. Die Schwefeldioxid-Konzentrationen in der Luft liegen um ein Viereinhalbfaches über dem Maximalwert der Luftreinhalteverordnung, so dass die Kantonsregierungen an die Bevölkerung appellieren müssen, auf unnötige Autofahrten zu verzichten und die öffentlichen Transportmittel zu benützen. Das Smoggespenst klopft jetzt auch in der Region Basel an die Tür.
Es war vorauszusehen: Der gutgemeinte Verzichtsappell nützte nichts. Auf der Rheinstrasse standen die Autos Schlange wie eh und je. Frische Luft gibt es nur noch in Anführungszeichen. Es gibt sie nicht mehr.
Insofern ist mein Engagement gegen die Talbelastungsstrasse nur *ein* Bereich meines politischen Handelns. Schon vor Jahren war ich Gründungsmitglied der Baselbieter Sektion der «Organisation für die Sache der Frau» (Ofra).
Den eigentlichen Einstieg in die Gefilde der Politik verschaffte mir aber meine Arbeit bei «Pro Ergolz». Die Form der Bürgerinitiative ist sehr geeignet für die Aktivierung und Motivierung bisher brachliegender politischer Kräfte: Sie werden – wie bei uns im Kampf gegen die T2 – schnell und modellhaft in die Machtstrukturen und Entscheidungsmechanismen der realen Politik eingeführt. Und erstaunlich rasch erlangen bisher passive Menschen ein sensibles politisches Bewusstsein.
* Bei «Pro Ergolz» ist es eine Selbstverständlichkeit, dass der Vereinsvorstand von Frauen und Männern paritätisch besetzt ist. Sensibel und aufmerksam werden Äusserungen von Politikern (-innen) zu Strassenbaufragen registriert und analysiert.
Die Frage stellt sich nur, ob die ausserparlamentarische Opposition auf den parlamentarischen Betrieb genügend Einfluss nehmen kann oder ob interessierte Mitglieder von Bürgerinitiativen nicht auch in den Legislativen mitwirken sollten.
Sicher jedenfalls ist die Bürgerinitiative gerade für Frauen eine sehr geeignete Plattform zum Einstieg in die politische Diskussion. Wer sich engagiert, wird bald auf irgendwelchen Listenplätzen willkommen sein. Für die Wahl braucht's dann vielleicht zwei oder drei Anläufe. Meinen ersten Anlauf nahm ich dieses Frühjahr, als ich auf der Liste der «Grünen Baselbiet» für die Landratswahlen kandidierte.
Ob gewählt oder nicht gewählt, ist bei weitem nicht von vorrangiger Bedeutung. Entscheidend ist das politische Selbstverständnis an der Basis: sich selbstbewusst einmischen wollen, verändern wollen, für das eigene Wertsystem kämpfen wollen.
Viel braucht's dazu gar nicht: Begeben wir uns nur an die sogenannte «frische Luft», dann wissen wir schon, was es geschlagen hat.

Edith Stauber

Gedicht des Monats

Und kam wie ein Regen

Oh du wundersüchtiges Mädchen
jahrelang hast du Linsen aus
der Asche gelesen bist in
ausgefransten Jeans herumgelaufen
hast deine Kleider hinter
die Sonne gehängt
Befrage die traurigen Sammler
so fein so kalt und mit Musik
aber glaube nicht mehr an Antworten
geh weiter die Windmühlen an

... und kam wie ein Regen
und kam wie ein Feuer
und wuchs wie ein Weizenfeld
verschenkte blitzende Sterne
und ritt auf geflügeltem Pferd

Da waren sie König und Königin

sie aber blieb in der Küche und ass
ihren Linsenbrei
und sah ihren Lebkuchenstern
da war es ein Schiessbudenherz

Lass reiten auf Chromnickelkarren
auf Hexenbesen was soll's
geliebt hat dich keiner nur ein
bisschen grauer hat jeder dich gemacht
und dir das Wunder vermasselt
nun sitzest du in der Sackgasse
und wartest auf deinen Messias

... und kam wie ein Regen
und kam wie ein Feuer
und wuchs wie ein Weizenfeld
da liess sie die Küche
die Lebkuchenhäuser
und wanderte aus

nach Jerusalem

Irmgard Steppuhn

(Aus «Einen Ort finden», Gedichte von Irmgard Steppuhn, Cornfeld Verlag, Basel)

Kranksein gehört zum Menschsein. Krankheit ist ein Teil unseres Lebens, obwohl sie gegen das Leben spricht und zum Tod führen kann. Wo liegt der Sinn? Die Analyse einer Krankengeschichte, der Weg einer Depression sowie die Angst und die Hoffnung einer Krebstherapie sind die Themen der Bücher, welche von drei Schweizer Schriftstellerinnen geschrieben worden sind.

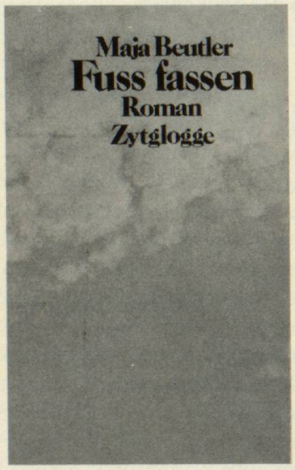
Wo liegt der Sinn in der Krankheit?

Fuss fassen

Boden unter den Füssen gewinnen, ein Stück eigenen Boden und damit Sicherheit und Heimat erobern – das verstehen wir im allgemeinen unter «Fuss fassen». Und dieser Boden, diese Sicherheit hat viel zu tun mit hand- oder eben fussfester Wirklichkeit.

Maja Beutler geht in diesem Buch gerade den entgegengesetzten Weg. Eine Frau ist krebskrank. «Ich will weiterleben», schreit alles in ihr. Ihr Leben ist doch noch gar nicht gelebt, es ist noch soviel nicht geschaut, nicht gespürt, nicht geschmeckt, nicht wirklich ausgeschöpft. Das kann doch nicht das Leben gewesen sein. Und sie fragt sich, was das für ein Körper ist, der Zellen produziert, die sich auftürmen, sich in Übereile erneuern und sich dabei in ihrer eigenen Kreativität zugrunde richten, sich dem Tode weihen.

Operation, Strahlentherapie, neue Tumorbildung, stärkere Strahlentherapie – die Stationen einer Krebslaufbahn, welche die Patientin in den Griff



«Fuss fassen» ist erschienen im Verlag Zytglogge 1980, 3. Auflage 1986 broschiert, 240. S., Fr. 29.–.

nehmen und nicht wieder loslassen wollen. Nach ärztlichen Protokollen ist die Patientin sachlich und ruhig. Es ist, wie wenn sich das Leben weiter und weiter von ihr zurückzöge. Die Frau ist in ihrer vollen existentiellen Tiefe dieser Krebskrankheit ausgeliefert. Dabei gibt es nie einen Zeitpunkt, der weniger unpassend wäre: Ich bin nicht fertig, ich bin erst wie ein Gerücht von mir.

Die Auseinandersetzung mit der Krankheit wird zuerst zur Auseinandersetzung mit der möglichen Zukunft und beinahe zu einer Ehrgeizprobe mit dem Sterben. Nach langen, mühevollen Kämpfen macht diese Ehrgeizprobe einer andern Auseinandersetzung Platz: weg vom Jetzt und weg von der Zukunft zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, mit ihrem an einem Krebsleiden verstorbenen Vater. Er hatte für die Ohren der Tochter eine, wie sie es zärtlich nannte, «Vatersprache», welche sie stets tief betroffen machte, wie z. B. damals, als ihr Vater erklärte, wie gross Gott eigentlich sei: «Man kann es sich nicht vorstellen. Und was man sich nicht vorstellen kann, **das muss man aushalten.**» Heute schwingen diese Worte wieder empor, aber in einem grösseren Zusammenhang. Am eindrücklichsten wird die Auseinandersetzung mit der langjährigen Freundin Anna beschrieben: Geschriebene und ungeschriebene Briefe, verzweifelte Appelle an Anna ergänzen die Traumgeschichten und Erinnerungen um diese Beziehung, die wohl einmal fest in der Wirklichkeit wurzelte und jetzt mehr und mehr von dieser zurückweicht. Ist es nicht die Anna, die in derselben Stadt wohnt, oder ist es nicht vielmehr die Anna, die ein Teil, ein bedeutender Anteil in der Patientin selbst ist und im ständigen Zwiegespräch mit ihr steht?

Maja Beutler nimmt die Leser mit auf ihren Weg, auf welchem jeder Schritt abgezählt ist und wo man hellhörig wird auf alles. Zum abschiedlichen Existieren, das uns allen wohl schwer fällt, gehört das Wissen um die eigene Geschichte, die wir haben, und das Wissen um unsere innerste Identität. Durch die Gespräche mit Pedroni, einem Kranken, dem die Patientin regelmässig auf der Bestrahlungsstation begegnet und der stirbt, erwacht ein Wandel in der Art und Weise, in welcher sie sich mit dem Kranksein auseinandersetzt. Das Wissen schliesslich, dass wir der Vergänglichkeit etwas entgegensetzen können: **Fuss fassen in der Veränderung, im Wechsel und in der Bewegung des Lebens.**

Maja Beutler

geb. 1936, aufgewachsen und wohnhaft in Bern
Freie Mitarbeiterin von Radio DRS
1983/84 Hausautorin am Stadttheater Bern
1983 Preis der Schweiz. Schillerstiftung für das Gesamtwerk
1985 Welt-Preis für das Drama

Irren ist ärztlich

Ein Mädchen versteckt seine Schuhe auf dem Schulweg. Jeden Tag, ausser wenn es kalt ist. Es heisst, es schicke sich nicht, barfuss zur Schule zu gehen. Schon gar nicht in der Stadt.

Trotzdem geht es barfuss. Das Mädchen will selber bestimmen, wo es um sein eigenes Fühlen geht. In fast allem. Die Mutter sagt einmal: Du wirst im Leben nicht mit dem Kopf durch die Wand gehen können. – Das Mädchen fragt sich, wer denn die Wand sei. Auch die Lehrerin sagt tadelnd: So wird das nicht gehen im Leben. Später, vor der Berufswahl, raten ihm alle ab, das zu werden, was es leidenschaftlich gerne möchte: Krankenschwester.

Krumme Beine zu operieren sei eine medizinische Notwendigkeit, sagten die Ärzte. Das Mädchen hat krumme Beine und ist dadurch bereits ausgeliefert an die ärztliche Hilfe. Operationen, Behandlungen, Klinikaufenthalte lösen sich in der Folge ab, über Jahre hinweg. Die junge Frau gerät immer fester in den Griff der Ärzte und immer tiefer in eine Maschinerie der medizinischen Götterwelt. Narben, nicht nur an den Beinen, bleiben zurück. Im Rollstuhl absolviert sie schliesslich die Schlussexamen zur Krankenschwester. Der Patient ist eine Frau, alle behandelnden Ärzte sind Männer. Das kann ein Zufall sein. Das anerzogene Verhaltensmuster läuft traditionell ab. Konsterniert sind deshalb manche Ärzte durch die Zweifel, die an ihrer Diagnose angebracht werden von der Patientin. Sie wagt es, an der Richtigkeit der Diagnose zu zweifeln und glaubt, dass damals, nach ihrem Unfall, von beiden Seiten etwas schiefgegangen ist. Wer ist es gewesen? Sie sucht Schuldige.

Fest entschlossen, es zu klären und dadurch Licht in ihre Krankengeschichte zu bringen, sucht sie vor allem nach jenem Geschehnis, welches eine Erinnerungslücke über Jahre hinterliess. Schwarz auf weiss will sie beweisen

können, was an ihr durch die Ärzte falsch gemacht wurde.
Mit Hilfe einer Psychotherapeutin geht die willensstarke junge Frau Schritt für Schritt ihrer Geschichte der vergangenen Jahre nach. Das Recherchieren der Krankengeschichte ist eine schmerzvolle, Wunden aufreissende Schwerarbeit, welche jedoch dazu führt, dass sie sich von ihrer Krankengeschichte weg und zu ihrer ganz persönlichen Geschichte hinwendet, von der Behinderten weg zur Nichtbehinderten.
Erica Brühlmann schreibt in diesem Buch ihre eigene Geschichte. Mit tiefer Ehrlichkeit erzählt sie den steinigen Weg, den zu gehen sie sich schuldig war.
Eindrücklich sind die Rückschläge, Selbstzweifel und Verbitterungen, die

«Irren ist ärztlich» ist erschienen im Verlag Zytglogge, 1986 broschiert, 184 S., Fr. 28.–.

sie dabei begleiten und die in den Gesprächen mit der Therapeutin aufgearbeitet werden. Dass sie sich ihre Rehabilitation erkämpfen musste, bringt ihr teilweise eine Hilfe, sich den Weg hin zur Selbstbestimmung freizubahnen.
Das Buch enthält neben genauen Arztprotokollen und Fachworterklärungen auch ein Nachwort von Prof. Dr. W. Mumenthaler, welches speziell zum Verhältnis zwischen Arzt und Patient Stellung nimmt und gerade für den Laien sehr interessant ist.

Erica Brühlmann-Jecklin

geb. 1949 in Küblis GR, wohnt in Schlieren ZH
Gründerin der Schweiz. Gesellschaft für Muskelkrankheiten
Lehrerin für Krankenpflege, Anatomie und Physiologie
Mutter und Liedermacherin.
LP 1985: «Wenn d mi verschtasch» (FM 85026)

Ein schmaler Streifen Zeit

ist der zweite Roman von Gisela Rudolf. Bereits im ersten, der unter dem Titel «Seine Wohnung in Florenz» erschienen ist (im Verlag Zytglogge), beleuchtet die Autorin die Entwicklung einer Frau zur eigenen Persönlichkeit, und zwar die spezielle Phase vom Mädchendasein zur verantwortungsbewussten Frau.
Noch stärker und ausgeprägter setzt sie in diesem neuen Buch «Ein schmaler Streifen Zeit» die Wachstumssituationen einer jungen Frau ins Zentrum einer vordergründig eher alltäglichen Lebensgeschichte. Unmittelbar und teilweise mit schockierend krassen Bildern beschreibt sie den Ablauf einer Depression. Einer Depression, welche gerade für die Nächsten im Beziehungsfeld dieser Frau keineswegs als Depression, sondern als lässige Eigenwilligkeit, lebenshungrige Unruhe, ja sogar als selbstsicheres, arrogantes Sichzurückziehen gesehen und auch entsprechend gewertet wird.
Sie war verheiratet und fühlte sich nicht verbunden. – Jetzt ist sie geschieden und fühlt sich nicht getrennt.
Ausserdem erwartet sie vom Alleinsein mehr, als was ihr die Menschen in ihrer Umgebung zubilligen wollen. Sie versucht, an deren Kleinkariertheit zu rütteln. Dabei verliert sie ganz leise und scheinbar unaufhaltbar das Gefühl der eigenen Echtheit, ihr inneres Einssein mit sich selber. Sie kann sich auf einmal nur noch schwer öffnen. Als Lehrerin tätig an einer Mittelschule, zieht sie sich zusehends zurück von ihren Kollegen, bringt sich auch im Unterricht nicht mehr persönlich ein, obwohl die Schüler am ehesten ihre Einsamkeit wahrnehmen. Zeitweise spürt sie sich selber nicht mehr. Doch sich dagegen wehren, den schmerzhaften Mangel an Authentizität wieder aufholen, dazu fehlt ihr die Kraft.
Gisela Rudolf spinnt mit sprachlich subtilen Fäden ein Netz um den Leser mittels Verschachtelungen zwischen Selbstgesprächen, Gedanken in die Vergangenheit, Erinnerungen an kürzliche Traumbilder und verzweifelten Wiedereingliederungsversuchen in die von ihr entwertete Gesellschaft.
«Ausweglosigkeit. Einzig mit der Endsilbe ‹igkeit› weiss sie nichts anzufangen. So mogelt sie und leiht sich vom Restwort noch ‹e› und ‹w›, macht daraus ‹Ewigkeit›. Ewigkeit gefällt ihr. Dahinein lassen sich Zwiespalt, Angst, Panik, Lähmung verstauen, Unglaube sogar. In der Ewigkeit bist du aufgehoben.» (S. 118)
Wie können alte Lebensmuster verlassen werden, wenn die eigene Umgebung nicht mitmacht? Ist die Meinung der Leute letztlich stärker als die Wahrheit? Vor Jahren, als Pubertierende, kannte sie nur das Verlangen, den Lebensdurst zu stillen, das eigene, kleine, jämmerlich Ich in Glückseligkeit zu ertränken. Und heute ringt sie verzweifelt um ein lebendiges Sein und gegen ihre innere Heimatlosigkeit.
Durch das ganze Buch geht Gisela Rudolf so ganz nebenbei, aber unbeirrt den verschwiegenen Totgeburten nach. Totgeburten im allernächsten wie im weitesten Sinn. Felicitas, die junge, depressive Frau, hat die Totgeburt ihres kleinen Sohnes nie überwunden, obwohl nie mehr über dieses Kind gesprochen wurde. Dass wiederum ihre eigenen Eltern ihre Tochter innerlich verschweigen, taub sind für sie, indem sie auch die Depression nicht wahrnehmen, erlebt sie als ein Stück Tod im eigenen Kindsein.
Im Auftrag ihres Rektors fährt Felicitas mit dem Zug nach Rom. Eine Chance. Kommt sie zur rechten Zeit? Chancen können zu spät kommen. Auch zu früh. Hoffnung lebt auf: endlich wieder Schreiben, Zeilen, Gedichte wie früher, Worte ordnen zu einem Ganzen, Lebendigen – das dann doch sprichwörtlich unter die Räder kommt.
Kam die Chance zu spät? Etwas zu kurz kommt die Auseinandersetzung mit dem Traum, in welchem Felicitas immer wieder vom Verlieren ihres Schattens träumt. Ohne Schatten existiert keine Tiefe. Ohne ihn kann die verkrustete Mattigkeit ihrer Depression nicht erlöst werden durch ihre eigene spriessende Lebendigkeit. Der Schatten dieser Frau hat schliesslich das letzte Wort. *Ursula Oberholzer*

«Ein schmaler Streifen Zeit» ist erschienen im Verlag Zytglogge, 1985 broschiert, 176 S., Fr. 24.50.

Gisela Rudolf-Salzmann

geb. 1947, wohnt in Rumisberg, arbeitet als Redaktorin in Solothurn

Noch immer steht Thailand im Ruf, eine ausgesprochene Männer-Destination zu sein, wobei man den Männern unterstellt, sie würden ohnehin alle nur das Eine suchen. In Wirklichkeit aber hat das freundliche Land in Ostasien natürlich weit mehr zu bieten als nur Massagesalons und Bars. Ganz besonders für Frauen, die sich für Kultur interessieren und die gerne einkaufen.

Thailand für Frauen

Hotels zum Verwöhnen

Kenner meinen, die schönsten und angenehmsten Hotels seien heute im Fernen Osten zu finden. Dies mag mit zwei Umständen zusammenhängen: In Thailand, Malaysia, Indonesien, auf den Philippinen, in Hongkong und Singapur ist Personal noch immer im Überfluss vorhanden. 150 Köche und Dutzende von Gärtnern sind die Norm, der Zimmerservice funktioniert selbstverständlich 24 Stunden lang, ebenso lang ist die Snackbar geöffnet. Zudem erlaubt das warme Klima eine überaus weiträumige und grosszügige Bauweise, die durch das lokale Kunsthandwerk noch einen zusätzlichen Reiz erhält.

Frauen wissen solchen Luxus zu schätzen. Sie bemerken die Feinheit der Servietten und Sets, und sie freuen sich über die kunstvoll arrangierte Buffets, sie fühlen sich geborgen in den prachtvollen tropischen Parkanlagen, und sie geniessen die vielen attraktiven Extras. Im neueröffneten Royal Wing Hotel in Pattaya stehen den Gästen elegante Suiten mit Marmorbädern, Salons und Aussichtsterrassen zur Verfügung, im Swimmingpool des Phuket Yacht Clubs auf Phuket plätschern Wasserfälle, und im Shangrila in Bangkok wird der Tee vom Personal auf den Knien serviert. Das letztere ist sicher übertrieben, anderseits macht es Spass, sich einmal im Leben als Prinzessin fühlen zu dürfen.

Kultur à discrétion

Es ist kein Geheimnis: Rundreisen mit Kultur werden vor allem von Frauen gebucht. Allerdings gibt es auf den fernen Kontinenten längst nicht so viele gut organisierte und wirklich lohnende Rundfahrten, wie man oft glauben möchte. In Sri Lanka und Burma beispielsweise wird seit Jahren die ewig gleiche Tour angeboten, auf den Philippinen müssen Touristen immer wieder nach Manila zurückkehren, da die Verbindungen im Landesinnern nur schlecht klappen, und in Indonesien wird das Reisen – abgesehen von Besuchen auf den gut erschlossenen Inseln Sumatra, Java, Bali und Sulawesi – bald zum Abenteuer. Doch auch in Thailand sind die Möglichkeiten ziemlich beschränkt: entweder Nordthailand-Rundfahrt oder Südthailand-Rundfahrt, beides leicht mit einem Badeaufenthalt zu kombinieren. Das erste Programm führt von Bangkok aus nach Ayuthya, Nakhon Sawan, Phitsanulok, Sukothai, Lampang, Lamphun und Si Sachanalai nach der Bergstadt Chiengmai, eventuell gar bis Chiengrai und ist reich befrachtet mit Ruinenstädten und Tempeln. Wer sich für die Feinheiten der buddhistischen Kunst interessiert, wird begeistert sein, wer dagegen noch nie etwas von den

Der kleine verspielte Pavillon beim Sommerpalast wurde zum thailändischen Symbol.

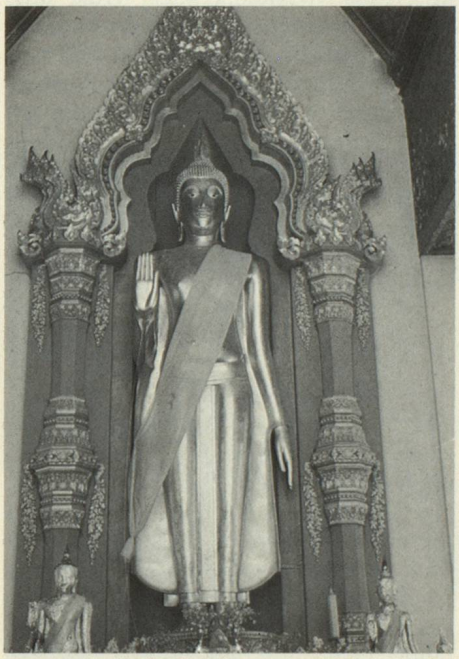
Khmer und den Mon gehört hat, mag sich nach einigen Tagen langweilen. Ostasien-Neulinge sollten daher eine Tour wählen, auf der nur ein Weg per Car zurückgelegt wird.
Anders die Südthailand-Rundfahrt, denn hier dominieren die attraktiven Küstenlandschaften und die Folklore. Man fährt durch Kokosnussplantagen, besucht lokale Märkte, unternimmt Bootausflüge und hat gelegentlich auch Zeit zum Baden im Meer. Ein Angebot für Frauen, die mehr an Land und Leuten als an Archäologie interessiert sind.

Einkaufen mit Vorteil

Neben Singapur und Hongkong zählt Bangkok zu den grossen Einkaufsparadiesen des Fernen Ostens. Allein die berühmte Thai-Seide hält manche Touristin während ein, zwei oder gar drei Tagen auf Trab. Man findet sie sowohl vielfältig gemustert als auch in sämtlichen nur vorstellbaren Farbschattierungen und kann die Stoffe natürlich auch gleich an Ort und Stelle verarbeiten lassen. Immerhin ist hier eine Warnung angebracht: Die Façon gelingt nicht bei allen Schneidern nach unseren Wünschen. Erfahrene Bangkok-Fahrerinnen lassen deshalb ihre Lieblingsblusen und Lieblingskleider kopieren.
Recht reizvoll sodann das Kunsthandwerk, das am originalsten im thailändischen Heimatwerk beim Oriental Hotel zu bekommen ist. Ob Schnitzereien, Metallarbeiten oder Intarsien – es wird alles von Hand hergestellt, und das zu Preisen, für die im Westen noch nicht einmal Serienprodukte zu haben sind.
Antiquitätenjägerinnen wiederum haben in Bangkok zwei Möglichkeiten: entweder sie stöbern auf den Strassenmärkten herum, wo gelegentlich noch immer wahre Trouvaillen zu machen sind, oder sie gehen ins vornehme River City Shopping-Center beim Royal Orchid Hotel. In beiden Fällen fährt am besten, wer nach Besonderheiten sucht, zum Beispiel nach alten Siegeln, Schmuck von Bergstämmen, Silberdosen, burmanesischen Marionetten usw. Endlich wird in der thailändischen Hauptstadt auch sehr viel Schmuck angeboten. Wer ihn kauft, sollte jedoch bedenken, dass preisgünstige Rubinen und Saphire niemals Zürcher-Bahnhofstrassen-Qualität haben können, ebenso ist das Gold höchstens 14karätig. Sehr empfehlenswert dagegen sind hübsche Ringe, Armbänder und Halsketten aus Halbedelsteinen. Ein weiterer Tip wäre der antike Silberschmuck, der leider nicht mehr ganz leicht zu finden ist.

Fotos: Irma Schlumpf

Fliegende Köche sind überall anzutreffen.



Goldene Buddhas erstrahlen in vielen Tempeln.

Der Kinderreichtum ist noch immer sehr gross.

Bangkok mit Überraschungen

Nein, Bangkok ist keine attraktive Stadt, zumindest nicht auf den ersten Blick. Trotzdem bietet keine zweite Stadt in Südostasien derart viele Überraschungen, so dass dort fast jedermann auf seine Rechnung kommen kann. Sportliche begeistern sich für das Thai-Boxen, das von Musik begleitet wird und mit viel Ritual umgeben ist. Frauen bevorzugen allerdings zumeist die Tanzkunst und das Theater. Um solches zu sehen, ist es übrigens durchaus nicht notwendig, eine teure Touristenvorstellung im Hotel zu buchen. Thai-Mädchen tanzen vor dem kleinen Schrein im Garten des Erawan Hotels tagtäglich, und Strassenopern werden – ebenfalls täglich – neben dem Tempel des guten Gottes von Bangkok am Phrama-Platz aufgeführt.
Weniger häufig, dafür aber von besonders hohem Niveau, sind die Darbietungen im Areal des Nationalmuseums. Seltsam nur, dass sich kaum je ein Tourist dorthin verirrt, denn das Ausstellungsgut ist denkbar vielseitig. Ob Schlafzimmer eines Prinzen, geschmückter Kriegselefant, seidene Gewänder, tibetanische Kultgegenstände, Musikinstrumente, antikes Mobiliar, buddhistische und hinduistische Skulpturen, Schmuck oder Werkzeuge – es ist fast alles vorhanden.
Beliebt bei den Besuchern sind dagegen die Thai-Häuser des Seidenkönigs Thompson mit ihrer überreichen Ausstattung, der alte Teakholz-Königspalast und der schwimmende Markt, lauter Sehenswürdigkeiten, die auf den obligaten City-Tours gezeigt werden. Die gleichen Programme schliessen natürlich auch die bekanntesten Tempel ein. Mehr aber erlebt, wer die Stadt allein erforscht. Da gibt es einen Orchideen-Markt, einen Gold- und Silberbazar, einen indischen Stoffmarkt, einen Markt für Mönche, ein Quartier mit Chinesenläden und eines, in dem Bronze-Buddhas gegossen werden. Wer zudem ein bisschen Glück hat, erlebt irgendeine Zeremonie, vielleicht eine Meditationsübung oder eine Mönchsordination in einem Tempel, vielleicht eine Sprechstunde bei einem Strassenastrologen, einen Auftritt von Gauklern oder gar eine Hochzeit. In der Millionenstadt ist immer etwas los, nur ein Programm der Ereignisse ist nicht erhältlich. *Charlotte Peter*

«Schwestern von gestern» nennt sich der interessante Überblick ausgewählter Werke aus der Sammlung des Kunsthauses und aus Ankäufen der Stadt Zürich.

Angelica, Anna und andere ...

Initiatorin dieser Ausstellung ist die Sektion Zürich der GSMBK (Gesellschaft Schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen). Mit der Auswahl von Werken der «Schwestern von gestern» ist Dr. Angela Thomas-Jankowski beauftragt worden. Ihr stellten wir einige Fragen:

«Warum behandelt die Kunstgeschichte bedeutende Malerinnen so schlecht?»
«Das kam daher, dass ihre Bilder – dazu gehören aber auch Grafik und Plastik – nicht selten verschollen, vergessen oder irgendwo versteckt waren und ... dass Kunst als Männersache angesehen wurde.»

«Nun aber, scheint mir, soll das verborgene Erbe gerettet werden ...»
«Deshalb setze ich mich auch so gern ein, und je mehr ich damit zu schaffen habe, desto mehr sehe ich, welche Schicksale hinter den Werken der Künstlerinnen stehen, deren Werke ausgestellt wurden.»

Marie Ellenrieder: «Mädchenporträt in Kreide».

«Wie kamen Sie selbst auf Kunstgeschichte?
«Das geht auf meinen Abiturabschluss zurück. Da war gerade eine grosse Ausstellung in Berlin, die mich so beeindruckte, dass ich beschloss, Kunstgeschichte zu studieren und dabei vor allem dem Leben der Künstlerinnen nachzugehen.»

«Sie haben später mit einer Bekannten zusammen die allererste feministische Zeitschrift in Europa, die ‹Kassandra› herausgegeben.»
«Ja, und leider lebte die ‹Kassandra› aus finanziellen Gründen nur sehr kurze Zeit! Ich habe dann eine grosse Arbeit über türkische Frauen geschrieben. Ich war einst sehr an Politik interessiert. Heute liegen mir Kunst und Literatur am Herzen.»

«Sie haben auch weitere Interessen?»
«Allzu viele, müsste ich sagen, aber nicht alle durchführbar. Was ich strikte durchführe, ist z. B. Dai Tschi.»

«Mir kommt es manchmal vor, als lebten die Frauen auf einer Insel, während die Männer am Festland sitzen ...»
«Sicher. Wenn ich denke oder lese, wie die Künstlerinnen früher Kraft aufwenden mussten, um sich zu behaupten ..., um von der Insel zum Festland zu schwimmen! Z. B. Goethe! Auch er unterdrückte seine schriftstellerisch nicht unbegabte Schwester auf nicht sehr feine Art: Erst hatte er ihr ein Studium anempfohlen, dann verbrannte er ihre ganze ‹schriftstellerische› Korrespondenz. Sie solle sich lieber mit Hausfrauenpflichten befassen!»

«Sie sprachen bei einem Blumenbild auch von einem glücklicheren Umstand einer Künstlerin.»
«Ja, die Serafine! Sie arbeitete als Haushälterin bei Herrn Uhde, einem reichen Herrn. Er war Kunsthändler. Als er zufällig in einem Geschäft in Paris ein auffallendes Blumenbild sah und nach dem Namen des Künstlers fragte, wurde er belehrt: ‹Mais, monsieur, c'est votre femme de ménage!› Uhde legte nun seiner Haushälterin Pinsel und Leinwand in die Hand und verpflichtete sie, alles, was sie male, ihm zu geben. *Serafine* wurde eine berühmte Blumenmalerin. Sie starb 1934 siebzigjährig in einer Irrenanstalt.»

«Da ist ein Bild von Sonja Sekula im Saal.»
«Dieses Gemälde, ‹Silence› wurde dem Kunsthaus von ihrer Mutter geschenkt. Vielleicht als Andenken an ihre Tochter, die sich 1963 das Leben genommen hatte.
Sonja Terk hatte den Maler Delanay geheiratet und musste – sie malten ja beide – den Lebensunterhalt für ihn und für sich verdienen. Sie eröffnete einen Haute-Couture-Salon, in dem bald die Damen der besten Gesellschaft ihre Roben bestellten ...»

«Ich vermisse unter den Malerinnen Marie Laurencin.»
«Das Kunsthaus hatte ein Bild der Laurencin, verkaufte es aber dann, um vom Erlös etwas anderes zu erstehen. Die Laurencin hatte ebenfalls ein sehr interessantes Leben. Sie bürgte zur Nazizeit für den Surrealisten Max Ernst, damit dieser nach Paris emigrieren konnte. Sie ihrerseits war von Gertrud Stein (‹a rose, is a rose ...›) gefördert worden. Wir haben nur in der Vitrine etwas von ihr liegen.»

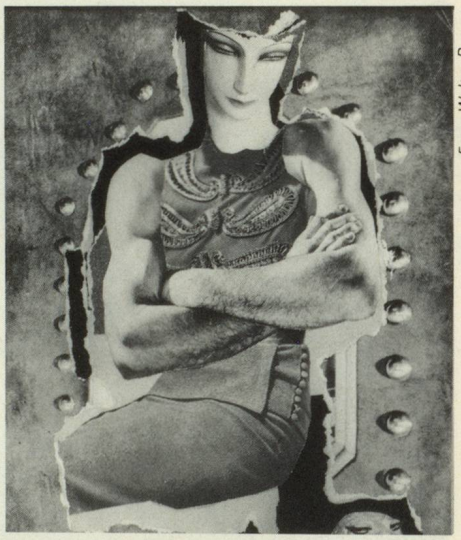


Foto: Walter Drayer

Hannah Höch: «Dompteuse», Collage um 1930.

«Sie könnten mir noch vieles von den Künstlerinnen, die Sie für die Ausstellung ausgewählt haben, erzählen.»
«Gewiss, von zwei ‹schönen Damen› muss ich noch berichten: von Angelika Kauffmann, die, in Chur 1741 geboren, durch ihr Können als Malerin und ihren Charme nicht nur in England – wo sie Mitbegründerin der Royal Academy wurde –, sondern auch in Rom die VIPs kannte, malte und zum Jet-set-Mittelpunkt jener Zeit wurde. Nach ihrem Tod in Rom 1807 wurde ihr Porträt auf der Hundert-Schilling-Note verewigt ... Und dann Henriette Rath, 1773–1856 in Genf, berühmte Miniaturenmalerin, die mehrmals beträchtliche Summen der Stadt Genf schenkte für den Bau eines Kunstmuseums, das heutige ‹Musée Rath›.»

«Diese faszinierende Ausstellung – je mehr man davon weiss, desto näher liegen einem die ‹Schwestern von gestern›.»

Marie-Louise Lüscher

Gisela Treichler, Buchhändlerin, Globetrotterin und aktives Mitglied des Clubs der Zürcher Berufs- und Geschäftsfrauen, feiert das zehnjährige Bestehen ihres Travel Book Shops, mit dem sie kürzlich an den Rindermarkt in Zürich umgezogen ist.

Gisela Treichler: Reisen ist Leben

Als sie 1976 ihre eigene Buchhandlung am Seilergraben eröffnete, überraschte nicht so sehr ihr Schritt in die Selbständigkeit, sondern die Wahl des ausschliesslichen Themas ihrer feilgebotenen Bücher: Nur Reisen sollten sie zum Inhalt haben. Ob sie sich damit würde über Wasser halten können? Es ist ihr gelungen. Neben buchhändlerischer Tüchtigkeit brachte sie natürlich eigene, weitreichende Reiseerfahrungen mit. Als Einzelreisende und auch als Reiseleiterin hat sie unzählige Male Asien bereist, ist dreimal auf dem Landweg von der Schweiz nach Nepal gefahren und hat monatelang in Indien, Afghanistan und Nepal gelebt.

Ihre Lust am Reisen hat sie in den sechziger Jahren entdeckt, als sie mit ihrem damaligen Ehemann, dem Reisejournalisten Robert Treichler, in Indien umherzog. Gemeinsam hatten sie auf dieses Abenteuer hingearbeitet und ihren ganzen Hausrat verkauft, um völlig ungebunden und so lange wie möglich umherreisen zu können. Die Erfahrungen von diesem Trip veranlasste Robert Treichler zu seinem Buch «Der billigste Trip nach Indien», das bei Erscheinen einiges Aufsehen erregte. Bis dahin glaubte man nämlich, Indien nur mit grossem Geldbeutel bereisen zu können, die Treichlers bewiesen das Gegenteil. Später verfassten sie gemeinsam «Südostasien selbst entdekken» und «Nepal selbst entdecken», beide Titel mit unzähligen günstigen Geheimtips für diese Gebiete.

Leben ist auch eine Art Reise

Grosse Reisen mit kleinem Budget zu unternehmen rät Gisela Treichler heute nur noch Leuten mit viel Zeit und Energie. Ihr sind die mit Hotelsuche und -wechseln und eigenhändigem Zimmerputzen ausgefüllten Tage noch in lebhafter Erinnerung. Sie empfiehlt, wo immer dies möglich ist, den Spuren der alten Kolonisatoren zu folgen. Den von den Franzosen und Engländern erbauten Hotels haftet heute ein unwiderstehlicher nostalgischer Charme an. Auch hält sich ihr Komfortniveau in erträglichen Grenzen. Zum Beispiel sind keine Wanzen im Bett zu gewärtigen, wie dies oft in billigen Unterkünfte der Fall ist, und der vollklimatisierten und eisgekühlten Atmosphäre der teuren Häuser internationaler Ketten kann auch aus dem Weg gegangen werden.

Nach ihrer Scheidung und der Eröffnung des Travel Book Shops hat Gisela Treichler weder das Reisen auf eigene Faust noch das Reiseleiten aufgegeben. «Reisen ist Leben, das Leben ist ja auch eine Art Reise», meint sie. Begegnungen mit anderen Ländern, deren Bewohnern und Kultur ist ihr lebenswichtig geworden. Sich selbst bezeichnet sie als «heimatlos», denn «Reisen ist das Gegenteil von Verwurzelung». Dass sie ihre Buchhandlung nun doch bereits seit zehn Jahre führt, überrascht sie selbst. Zürich ist trotzdem nicht ihr «Zuhause», auch Katmandu nicht, wo sie drei Jahre lang gelebt hat. Heimisch ist sie da, wo ihre Freunde sind, und die finden sich auf der ganzen Welt verteilt.

Foto: Elfie Wollenberger

Gisela Treichler, Buchhändlerin und Reisefan.

«Reisen kann sehr kreativ sein, denn unterwegs sieht man sich ständig mit Situationen konfrontiert, die einen seine Wertvorstellungen immer wieder aufs neue hinterfragen lassen.» Frauen allerdings, darauf macht sie aufmerksam, können nicht ganz so unbeschwert losziehen wie die Männer. Auf die Frage, wie frau möglichst problemlos in ferne Länder reist, antwortet sie unmissverständlich: «Als graue Maus getarnt, in Hosen und weiter Bluse und einem Kopftuch über den blonden Haaren, in Ländern, wo diese als besonders attraktiv gelten, und ohne Schminke.» Zur zusätzlichen Vermeidung der ach so unangenehmen Anmache empfiehlt sie, abends halt nicht alleine auszugehen. Wer auf den nächtlichen Restaurantbesuch aber nicht verzichten will, sollte sich das Taxi beim Hotelportier bestellen – nicht irgendeines in der Strasse besteigen – und sich vom Chauffeur zu einem vereinbarten Zeitpunkt wieder abholen lassen.

Ein Buchladen als Treffpunkt

Reisetrends spürt Gisela Treichler sehr schnell in ihrem Laden. Gegenwärtig ist China der grosse Renner. Dass der Tibet immer noch «in» ist, bedauert sie, weil «Massentourismus immer schadet». Thailand und die Karibik werden wiederentdeckt, die Kanarischen Inseln sind ein «Dauerbrenner», während die Mittelmeergebiete eher weniger gefragt sind. Über Marokko hört sie wenig Erfreuliches, zu aufdringlich seien die Händler, zu unsicher das Hab und Gut des Touristen.

Das rundum ideale Frauen-Ratschlagbuch kann es ihrer Ansicht nach nicht geben, denn die Erwartungen und Wünsche sind ja individuell. Gisela Treichler führt aber eine grosse Auswahl an Büchern, in denen Frauen ihre persönlichen Erfahrungen schildern. Welcher Art die Reisepläne auch sind, der Travel Book Shop ist im Laufe der Zeit zur unentbehrlichen Anlaufstelle geworden, auch zum Sammelpunkt der allerneuesten Informationen. Von den Kunden rege benutzt wird auch das Anschlagbrett; da werden Reisepartnerinnen gesucht, Mitfahrgelegenheiten angeboten und auf private Gruppenreisen aufmerksam gemacht. Obwohl sie der Laden zu einer nicht immer geliebten «Sesshaftigkeit» zwingt, ist Gisela Treichlers Engagement ungebrochen. Die Verantwortung für ihr Geschäft und ihre drei Mitarbeiterinnen hat sie als befriedigende Aufgabe schätzengelernt. In jüngster Zeit hat sie auch angefangen, ihr Sachgebiet zu erweitern, sich mit Büchern zu beschäftigen, die über reine Reiseliteratur hinausführen.

So liest sie sich im Moment in die Techniken des textilen Kunsthandwerks in aller Welt ein, denn auf Reisen haben sie Stoffe und Kleider immer wieder fasziniert. Reisen wird also auch im Travel Book Shop immer spannender. *Madeleine Guignard*

In der letzten Nummer des Frauenblattes brachten wir die Geschichte einer Bioladenbesitzerin und einer Cutterin, die sich beide selbständig gemacht haben und dabei allerlei Schwierigkeiten erlebten. Nun folgen zwei weitere Beispiele von mutigen Frauen.

Frauen machen sich selbständig

«Ich überlege nicht, wie ich das grosse Geld machen kann, sondern möchte mir selber treu bleiben.»

Renate Illenberger, 37, Goldschmiedin, eine Tochter (10 Jahre)

«Sarah kann sich toll selber beschäftigen. Sie braucht keine Vorlagen, sie ist inspiriert, angeregt, findet sich selbst in ihrer Person. Und sie braucht auch diese Zeit für sich selbst. Das Wichtigste überhaupt ist, einem Kind Selbstbewusstsein zu geben. Es nicht in Abhängigkeit, sondern zur Unabhängigkeit zu erziehen.»

Das sind Renate Illenbergers Erziehungsprinzipien. Danach lebt und handelt sie. Ihre Tochter Sarah besucht eine internationale Schule, lernt Sprachen von klein auf, ein weiterer Schritt in Richtung Unabhängigkeit. Ausserdem gibt Renate, von Beruf Goldschmiedin, durch eigenes Vorleben ihrem Kind das Rüstzeug mit auf den Weg für ein selbstbestimmtes Leben.

Etwas, das sie in ihrer eigenen Kindheit vermisst hat. Renate: «Meine Mutter hat uns Kindern immer zum Vorwurf gemacht, dass sie für uns ihre Schauspielerei am Theater aufgegeben hat. Und deshalb ist es für mich so wahnsinnig wichtig, meiner Tochter kein Negativgefühl zu vermitteln, sie nicht glauben zu lassen, dass ich eingeschränkt bin, weil sie auf der Welt ist. Sondern im Gegenteil: Ich vermittle ihr, dass ein Kind eine Bereicherung ist im Leben. Ein Kind kann sich doch nur entwickeln, wenn seine Mutter eine positive Lebenshaltung hat. Ein Kind muss nicht permanent von der Mutter umgeben sein.»

Sarah ist und war nicht permanent von der Mutter umgeben. Denn Renate arbeitet, seit sie ihre Ausbildung abgeschlossen hat, als selbständige Goldschmiedin, im Atelier, im Laden, an dem ein Meisterkollege beteiligt ist. Er ist zuständig für die handwerkliche Perfektion, sie für künstlerische Kreativität und Kommunikation. Eine Partnerschaft, die zwölf Jahre besteht, die den Aufstieg von der kleinen Werkstatt zum teuren, dezenten, stilsicheren Juweliergeschäft schadlos überstanden hat.

Auch Renate hat den Aufstieg psychisch verkraftet, ist geblieben, wie sie ist. Sie strahlt etwas aus, das man in einem hochkarätigen Juweliergeschäft nicht erwartet: Herzenswärme, Witz und echte Freundlichkeit. Sie legt es nicht darauf an, ihren meist weiblichen Kunden nach dem Mund zu reden, ihnen zu schmeicheln, um ihnen schliesslich etwas zu verkaufen, koste es, was es wolle. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass sie eine Funktion hat, die übers Schmücken hinausgeht: «Die Kundinnen merken, dass man sich mit ihrer ganzen Persönlichkeit auseinandersetzt. Das tut ihnen gut, sie haben ein wahnsinniges Vertrauen zu mir, das merke ich. Ich gebe ihnen das Gefühl, sich geschmacklich auf mich verlassen zu können. Ich will niemandem etwas aufzwingen, sondern den Frauen Mut zusprechen, ihr Selbstbewusstsein anheben, damit sie über sich und den Normalverbrauchergeschmack hinauswachsen. Dann fühlen sie sich auch als etwas Besonderes, sind sie ja auch. Doch viele, die Geld haben, sind besessen von der Vorstellung: Nur nicht auffallen, nur nicht aus der Rolle fallen, immer schön im Rahmen bleiben und das tun, was die Nachbarin macht. Sie zu ermuntern, sich zu sich selbst zu bekennen, ist meine Aufgabe. Gelingt mir das, tänzeln sie richtig glücklich aus dem Laden heraus. Das ist schön.»

Renate Illenberger, Goldschmiedin

Meist kommen die Frauen erst einmal allein zu «Sévigné», um sich in Ruhe beraten zu lassen, sich schliesslich für einen bestimmten Schmuck zu entscheiden. Geht's ans Bezahlen, kommt der Mann hinzu, begutachtet, was die Frau erwählt hat, stimmt zu oder nicht. Renate: «Es gibt nur wenige Frauen, die für sich selber entscheiden. Ich erlebe es immer wieder: Wie reagiert der Mann? Findet er es gut? Eigentlich sehr deprimierend. Vielleicht ist es gar nicht deprimierend, vielleicht bin ich nur so verschroben.»

Renate machte jedenfalls ihre Entscheidungen nicht vom Mann abhängig, auch nicht, als sie verheiratet war. Sie wusste schon ziemlich früh, was sie werden würde: Goldschmiedin, ein Beruf, der heute zur Kategorie der Traumberufe gehört. Auf der Zeichenakademie in Hanau lernte sie die Fächerkombination Gestaltung, Zeichnung, Goldschmied. «Eigentlich wollte ich gern etwas rein Künstlerisches machen, aber das haben mir meine Eltern nicht gestattet, weil sie das für brotlose Kunst angesehen haben. Goldschmied war der Kompromiss damals. Heute sehe ich das nicht mehr so. Auch wenn ich noch immer Probleme habe zu sagen: Ich bin Künstlerin. Warum eigentlich? Ich bin es ja, hab's ja bewiesen ...» Nach sieben Semestern jedenfalls machte sie ihre Gesellenprüfung als Goldschmiedin. In dieser Zeit lernte sie ihren Geschäftspartner kennen. «Wir hatten uns in der Schule ausgemalt, dass das ganz toll zusammengeht: Er ist Meister, technisch unheimlich versiert. Und ihm haben meine gestalterischen Fähigkeiten gefallen. Wir waren der Überzeugung, dass wir uns toll ergänzen. Das hat sich bis heute bewahrheitet.»

Da sie nach der Gesellenprüfung keine Möglichkeit sah, den Schmuck zu machen, den sie liebt, machte sie sich gleich nach der Schule selbstständig. Etwas, das absolut unüblich ist in dem Handwerk. Üblich ist es, praktische Berufserfahrung als Angestellte zu sammeln, egal bei wem, egal in was. Renate: «Ich hätte das nicht gekonnt, irgendeinen konventionellen Schmuck zu machen. Was man arbeitsmässig mir angeboten hatte, hat mir von der

Gestaltung her überhaupt nicht zugesagt. Das wollte ich auf keinen Fall. Ich wollte meine eigenen Sachen machen. Obwohl sie mir damals auf der Schule beim Abschluss den Vogel gezeigt haben, machte ich mich selbständig.» Zuerst sammelte sie praktische Erfahrungen in der eigenen Werkstatt, die sie sich in einer Altbauwohnung eingerichtet hatte. «Ich hatte ein bisschen was», umschreibt sie eine Erbschaft, die ihr den Start in die Selbständigkeit auch finanziell ermöglichte. Aber: «Der Start war trotzdem schwierig, unheimlich schwierig sogar. Denn es muss sich herumsprechen. In ein privates Atelier kommen ja keine Laufkunden, sondern du wirst weiterempfohlen.» Damals war Renate 25 Jahre alt und nicht allein. Sie war verliebt in ihren späteren Mann und Vater ihrer Tochter, der die Selbständigkeitsbestrebungen seiner Freundin unterstützte und gut fand, was sie tat.

Vom heimischen Atelier wagte sie nach zwei Jahren den Sprung in einen kleinen Laden in Münchens Bezirk Schwabing. Sie heiratete, Sarah kam auf die Welt. Und sie pausierte erst mal ein Vierteljahr. Das war kein Problem, denn Partner Robert Fink war da, und auf ihn war Verlass. Eine freundschaftliche, vertrauensvolle Beziehung, beständiger und haltbarer als ihre Ehe, die inzwischen geschieden ist. Anfangs hatte Renate eine Kinderfrau, die nachmittags ins Haus kam. «Der Vormittag gehörte uns», erzählt sie. «Ich fing erst um zwölf Uhr mittags an zu arbeiten.»

Wie schon angedeutet, hatte Renate, im Gegensatz zu vielen anderen berufstätigen Müttern, ihrer Tochter gegenüber nie ein schlechtes Gewissen, fürchtete nicht, dass sie unter der Abwesenheit der Mutter leiden könnte. «Die Sarah war bestens aufgehoben», sagt sie. «Das wusste ich. Die Kinderfrau war ein Grossmutter-Ersatz, die war eine ganz liebe, gescheite, intelligente Frau. Ich hatte umgekehrt auch nie das Gefühl, dass mir durch die Sarah etwas genommen ist, dass ich Opfer bringen muss für mein Kind. Wir haben uns beide immer positiv erlebt. Sie hat eine Mutter, die ausgefüllt war und ist. Und die Zeit, die wir zusammen sind, ist einfach schön. Ist zwar nicht soviel, aber dafür um so intensiver.»

Renate wagte mit Partner Robert den Sprung vom Kleinstladen in Schwabing in einen grösseren in der Innenstadt. Der Umzug bedeutete Umsatzsteigerung. «Ich konnte davon leben«, sagt sie, «es ist ganz gut gegangen. Nun hatten wir zwei Geschäfte, das erste war sozusagen in der Familie geblieben, wurde von Roberts Bruder weitergeführt. Wir hatten das Konzept dieses Ladens – Verkaufsraum und Werkstatt in einem – auf den anderen übertragen.» Als dann ein Viertelstundenfilm im Fernsehen über ihr «Sévigné»-Atelier gesendet wurde, kam der Laden ins Laufen.

Doch eines Tages war auch dieser dekorative, gemütliche, Kreativität ausstrahlende Goldschmiedeladen zu klein geworden. Und auch der preisliche Rahmen, in dem sich Renate bewegt hatte. «In einem solchen Geschäft kann man nur bis zu einem gewissen Limit Sachen anbieten, alles, was darüber hinausgeht, geht nicht. Denn dafür ist ein solcher Laden nicht repräsentativ genug.»

Die Schallgrenze lag bei 3000 Mark. Es gab jetzt mehrere Möglichkeiten: sich zu bescheiden, mit dem zufrieden zu sein, was da ist, und immer so weiterzumachen oder den Laden aufzumotzen, oder aber nach einem ganz neuen Ausschau zu halten. Sie tendierte von Anfang an zur letztgenannten Möglichkeit: «Es regt mehr an, wenn du dir eine Atmosphäre schaffst, die einen gewissen Anspruch hat. Das überträgt sich dann auf den Anspruch an den Geschmack. Es kommt eine andere Inspiration rüber, es ist eine Herausforderung.»

Investition als Herausforderung an die eigene Kreativität – Renate hat sich dieses Rezept verordnet, suchte und fand einen repräsentativen Laden am Promenadenplatz, direkt neben dem Luxushotel «Bayerischer Hof», eine der besten und teuersten Adressen Münchens. Nicht, um von nun an einflussreich – und reich – zu werden, sondern um sich selbst verwirklichen zu können. Renate: «Ich hatte das Gefühl zu stagnieren. Die Räumlichkeiten des Lädchens entsprachen nicht mehr dem Schmuckangebot. Und ich möchte nicht stehenbleiben. Der Reiz ist für mich, die eigenen Grenzen zu überschreiten, sich permanent fordern zu lassen.»

Das Gefühl der Überforderung im Zuge der Herausforderung ist ihr vertraut, beschlich sie auch während der Ladenausbauphase. «Du musst erst mal sehr, sehr viel investieren in Dinge, die gar nichts mit dem Schmuck zu tun haben. Es ist im Grunde totes Kapital, was du nicht verkaufen kannst. Allein das Erscheinungsbild kostet sehr viel Geld: Boden, Wände, Verkaufstische, dann die Einrichtung, Alarmanlage, die Werkstatt. Ich habe das durch Kredite finanziert.» Die Werkstatt bietet Platz für zwei Gesellen und zwei Lehrlinge – Voraussetzung für rationelles Arbeiten.

Renate gibt zu, «tierische Angst» zwischendurch gehabt zu haben. «Gerade, wenn du ausgefallenen Schmuck machst, musst du die Leute erst mal davon überzeugen, einen »Sévigné»-Ring zu kaufen und nicht nebenan bei Cartier einen herkömmlichen. Bei Cartier wird das Geld allein wegen des Namens hingelegt. Viele unsichere Kunden kaufen sich über den Namen ein sicheres Gefühl. Und diesen Namen musst du dir erst machen.»

Daran arbeitet sie, nicht nur auf dem Papier, sondern auch praktisch in der Werkstatt – neben ihrem Partner, zwei Gesellen und neuerdings auch zwei Lehrlingen –, wo sie von Fall zu Fall eigene Entwürfe ausführt. «Das ist wichtig für mich, immer etwas von Anfang bis Ende zu machen, nicht den Kontakt zum Material zu verlieren. Denn beim Arbeiten, beim Feilen, entstehen neue Ideen, das ist inspirierend. Ebenso wichtig ist die Auseinandersetzung mit technischen Problemen.»

Die bewältigt sie leichter als menschliche, vor die sie seit ihrem Umzug des öfteren gestellt ist. Sie hat sich mit der Psyche der Reichen, in deren Dunstkreis sie sich jetzt begeben hat, auseinandersetzen müssen. Zum Beispiel fürchteten plötzlich gutbetuchte Bekannte, die bisher wohlwollend in Renates Laden gekauft hatten, dass die kleine Goldschmiedin ihre Kreise stören, dass sie womöglich im selben Club Golf spielen könnte. Sie vermittelten Ihr: Da gehörst du nicht hin. Renate: «Sie selbst wollen sich immer weiter entwickeln, aber wenn sie merken, da entwickelt sich jemand anderes, schätzen sie das gar nicht. Als wenn ich jemals in irgendeinem Club Golf spielen wollte, das interessiert mich doch gar nicht.» Andere Kunden von früher wiederum fühlen sich vor den Kopf gestossen durch die Preise, meinen, Renates Umbau dadurch mitzufinanzieren. «Aber sie übersehen, dass man auch eine Entwicklung von der Gestaltung her gemacht hat, dass man etwas ganz anderes anbietet. Das sind Leute, die ihre Vorurteile haben und gar nicht hinschauen, für die bedeutet Promenadenplatz gleich Karriere, gleich dreimal so teuer.»

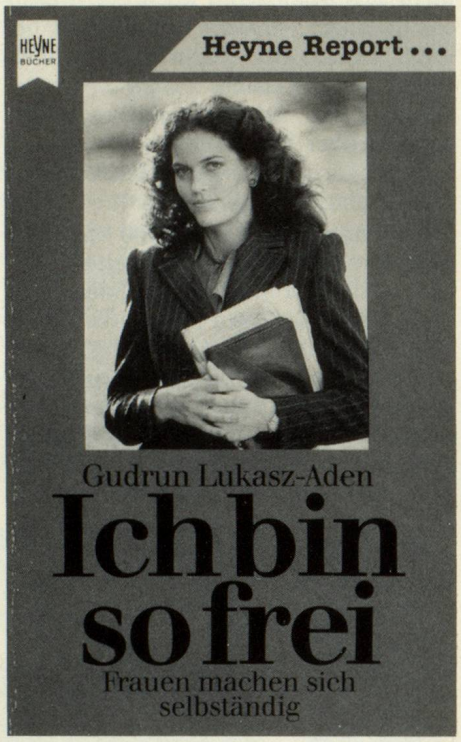
Anregungen für ihre Weiter- bzw. Neuentwicklungen holt sich Renate bei allem, was mit Gestaltung zu tun hat: Architektur, Möbel, Mode, Stoffe, Design, Grafik, Malerei. «Jetzt zeichnet sich auch beim Schmuck die neue Sachlichkeit ab, wie es sie in den zwanziger und dreissiger Jahren gab. Das ist die neue Richtung, nicht mehr verspielte, sondern strengere Formen, geometrische Elemente, die man zusammenfügt, Schmuck im Bauhausstil.»

Nun setzt sich Renate aber nicht etwa an ihren Zeichenblock und entwirft Schmuck dieser Art, der dann in der Werkstatt erstellt wird. «Ich mache zwar zeitgenössischen Schmuck, aber nicht zu stark der Mode unterworfenen. Mein Schmuck soll auch in den nächsten Jahren noch tragbar sein, ausgewogen und die Form halten. Schmuck darf keine schnellebige Geschichte sein, an der man sich sattsieht. Das Material ist einfach viel zu kostbar, um es für so etwas Vergängliches wie Modeschmuck herzunehmen.»
Aus einem Gefühl der Ungewissheit heraus und dem – natürlich auch bei ihr vorhandenen – Bedürfnis nach finanzieller Sicherheit liebäugelte Renate zwischenzeitlich mit dem Gedanken, ihren Laden durch den Schmuck des italienischen Juweliers Manfredi attraktiver und konkurrenzfähiger in Blickrichtung Cartier zu machen. Sie reiste nach Italien, wurde aufgrund der Anschrift «Promenadenplatz» fürstlich empfangen, verhandelte mit dem Meister über die Alleinvertretung. Und wusste schon während des Gesprächs, dass daraus nichts wird, egal wie Manfredi sich entscheiden würde. Weil sie sich bereits entschieden hatte – für sich.
«Manfredi macht das alles mit viel Anstand und mit viel Niveau, trotz der Massenproduktion. Aber man spürt den Dingen an, dass sie nicht auf irgend jemand zugeschnitten sind. Kommerziell wäre das nicht uninteressant gewesen – Manfredi und Sévigné. Aber ich habe gesehen, dass das nebeneinander nicht geht. Darunter hätte meine persönliche Haltung zum Schmuck gelitten, da hätte man Abstriche machen müssen. Es wäre mir am liebsten, wenn alle Sachen aus unserer Werkstatt sind. Denn ich will mir selber treu bleiben, überlege nicht, wie ich das grosse Geld machen kann. Denn ich möchte keine seelenlose Ware verkaufen, sondern etwas von mir.»

«Ich möchte nicht noch einmal aus einer völlig unsicheren Situation heraus anfangen, wie ich es mit 45 Jahren getan habe ...»

Astrid D., 49, Restaurantbesitzerin

«Es war sehr schön bei Ihnen. Es hat sehr gut geschmeckt, es war phantastisch, schönen Dank.» Die Gäste reichen der Gastgeberin zum Abschied die Hand und versichern, sehr gern und recht bald wiederzukommen.
Eine Szene, die sich täglich wiederholt in dem behaglichen italienischen Restaurant. Wer hierher kommt, kommt auch zu Astrid, Gastgeberin, Besitzerin und Seele der kulinarischen Oase.
Seit zwei Jahren betreibt sie das Restaurant, von Anfang an mit Erfolg, ohne Werbe-Etat, ohne repräsentativ gestaltete Front, ohne Reklameschild, das unübersehbar den Weg weist. Es hat sich lediglich herumgesprochen, dass man hier nicht nur sehr gut speist, sondern auch ausgezeichnet bedient



wird, perfekt unaufdringlich. Nicht die grosse italienische Verbrüderung findet hier statt, sondern ein Separatismus der feinen Art: «Ich möchte gern, dass die Gäste etwas isoliert voneinander sitzen, dass nicht alles so direkt aufeinanderprallt. Ich halte das Restaurant bewusst klein, damit ich es alleine führen kann. Damit ich den Überblick behalte.» Deshalb bleibt Platz zwischen den einzelnen Tischen, und auch draussen im Garten gibt es nur fünf Tische – egal, wie gross der Andrang ist – obwohl Platz für zehn wäre.
Mehr Tische – mehr Umsatz, nach diesem simplen Erfolgsrezept arbeitet Astrid D. nicht. «Wenn man eine Sache macht, hat sie wirklich nur Erfolg, wenn man sie als Perfektionist durchzieht, jeden Tag aufs neue, immer wieder, nicht nachlassen, nicht ausruhen ...»
Das ist ihre Erkenntnis aus zehnjähriger gastronomischer Vergangenheit, in der ihr ein anderes italienisches Restaurant gehörte. Ihr Mann machte dort die Küche, sie die «Honneurs». Dabei strahlte sie Selbstsicherheit und Souveränität aus, verkörperte für die Gäste die Chefin des Restaurants. Doch fühlte sich sie selbst überhaupt nicht so. Ihr italienischer Mann war der Chef in der Küche, und auch sonst. Seine heranwachsenden Kinder halfen mit, und sie ebenfalls. So sah sie das. Sie hatte sich eingefügt in die sizilianische Familienstruktur, hatte die ihr zugewiesene Rolle – die Frau an der Seite des Mannes – verinnerlicht. Und zehn Jahre war sie «sehr glücklich und sehr zufrieden» damit gewesen.
Als die Beziehung zu Ende ging, fühlte sie sich hilflos, leer, hatte ihre Identität verloren. Astrid: «Ich war 45 und fühlte mich wie 15, wie in der Stunde Null ...»
Als sie 15 war, wusste sie auch nicht, wie es weitergehen sollte. Sie hatte lediglich den unausgegorenen Wunsch, den viele junge Mädchen haben: Menschen zu helfen. Also lernte sie den Beruf der Krankenschwester. «Das war mehr Zufall», erzählt sie. Sie arbeitete in der Schweiz und lebte vorübergehend auch in Frankreich, als Au-pair-Mädchen, «damals die einzige Gelegenheit, in andere Länder zu kommen».
Mit 19 hatte sie sich abgesetzt von zu Hause, «weil es mir da überhaupt nicht mehr gefallen hat. Das war fürchterlich für die Eltern. Aber mein Freiheitsbedürfnis – und vielleicht auch Fernweh – war stärker, ich wollte unbedingt weg.»
Dieses Leben im Ausland finanzierte sie sich selbst. In der Schweiz lernte sie den Mann ihres Lebens kennen, einen sizilianischen Rechtsanwalt. «Es war die ganz grosse Liebe», sagt sie auch noch heute. Sie ging mit ihm in seine Heimat, «aus Liebe». Und zehn Jahre hielt das Glück auf Sizilien an. «Ich habe auf dem Land gelebt», erzählt Astrid D., «es war sehr, sehr schön. Dieses Leben kam mir sehr entgegen, denn ich bin auch gern allein. Ich mag das Landleben, hatte meinen Gemüsegarten mit Artischocken, Bohnen, Auberginen, Tomaten, hatte meine Hühner und zwei Hunde, war sehr viel draussen in der Natur und habe nichts vermisst, überhaupt nicht.» Ihr Garten war ihr näher als jedes Stadtcafé.
Diese Jahre waren wohl die glücklichsten ihres Lebens. Die Rollenverteilung war klassisch: Der Mann ging aus dem Haus und verdiente das Geld, die Frau verbrachte den Tag daheim, sorgte für Haus und Hof und für seine beiden Kinder.
Nach zehn Jahren kam der Einschnitt, die Rückkehr ins mitteleuropäische Grossstadtleben. Der Mann, ein ausgezeichneter Hobbykoch, hatte seine Kanzlei aufgelöst, den Beruf an den Nagel gehängt und den Plan verwirk-

licht, in Deutschland ein kleines, feines italienisches Familienrestaurant zu eröffnen.
Astrid D.: «Das Leben in Sizilien hatte mir sehr gefallen. Gewiss, ich war in einer Position, in der ich nichts zu melden hatte, habe aber nicht etwa darunter gelitten, fühlte mich auch nicht unterdrückt. Zum einen war ich so erzogen worden, und zum anderen entsprach das der Vorstellung des sizilianischen Mannes. Und ich mochte diese Mentalität.» Doch in unseren Breitengraden, in der Grossstadt, veränderte sich Astrids Einstellung nach und nach. «Wohl eine ganz natürliche Entwicklung», wie sie heute meint, «die jeder durchmacht.»
Sie meint «jede», jede Frau, der langsam, aber um so nachhaltiger klar wird, dass sie nicht gleichberechtigt neben ihrem Mann lebt. Astrid: «Das war mir nicht gestattet.» Es wurde weder darüber diskutiert, noch wurden Positionen in Frage gestellt, sondern es blieb, wie es war. «Ich hatte eigentlich einen guten persönlichen Erfolg», weiss die Gastronomin heute, «doch ich dachte nur: Wenn er nicht da ist, bin ich nichts, ohne ihn bin ich nichts, ich bin mehr das Anhängsel ...»
Diese Selbsteinschätzung konnte keiner der Kunden nachvollziehen, die heute – selbstverständlich – ihre Stammgäste sind, obwohl das andere Lokal auch noch existiert.
Astrid hatte Angst vor der Zukunft, Angst vor dem Alleinsein, das sich abzeichnete. Die Liebe, die sich im italienischen Süden so lange bewährt hatte, kühlte in der deutschen Grossstadt merklich ab. Erschwerend hinzu kamen Familienstrukturen, die dem heranwachsenden Sohn die Nachfolge sicherten, ihn zum Kronprinzen machten, die Frau an die Seite drängten, «echt sizilianisch halt», so sieht es Astrid heute gelassen.
Wie schon als 19jährige handelte sie schliesslich auch als 45jährige: Sie ging weg, als sie nichts mehr hielt. Allerdings war es ein schmerzvoller Weggang und einer in Etappen. Der erste Schritt war das Verlassen der gemeinsamen Wohnung. «Ich bin ohne alles ausgezogen, nur mit den privaten Dingen. Ich frühstückte halt am Bügelbrett, hatte meine Bücher und meine Musik, sonst nichts.»
Sie arbeitete weiter in dem Lokal, das offiziell ihr gehörte. Das Geld, das sie für diese Tätigkeit bekam, reichte für das Notwendigste, für Miete, Essen, Kleidung. Astrid über diese Zeit der Trennung: «Es war schmerzhaft, ausgesprochen. Ich glaube, für ihn auch. Wir waren täglich zusammen und doch ging nichts mehr zusammen.»
Die Stammgäste merkten die Veränderung, nahmen wahr, dass die sonst immer souveräne, aufmerksame, ausgeglichene Person sich verändert hatte, schon äusserlich: «Ich bin wahnsinnig dünn geworden», erzählt sie, «konnte nichts mehr essen. Und es war sehr schwierig in dieser Situation zu arbeiten wie bisher. Weil es einen wirklich nicht mehr interessiert, was die Leute gerne möchten. Und das ist es, was meinen Erfolg ausmacht: Auf persönliche Vorlieben der Gäste eingehen, zum Beispiel etwas mehr Knoblauch oder etwas weniger, ein tiefer Teller oder ein flacher, angeröstetes Brot oder nicht, grosse Portionen oder kleinere. Wenn es einem innerlich nicht gut geht, interessieren einen solche Äusserlichkeiten anderer Menschen gar nicht.»
Sie beendete diese Situation auf radikale Weise: «Ich habe meine Tasche genommen und gesagt: Hier komme ich nie wieder herein. Es war der einzige Weg. Aber heute habe ich gut reden, damals war es fürchterlich.»
Sie wählte den Weg in die private – und geschäftliche – Selbständigkeit. Eine einsame Entscheidung, hinter der niemand als sie selbst stand. Sie kompensierte ihre Unsicherheiten und Ängste nicht mit einem neuen Partner. «Das sehe ich oft bei Frauen, wenn privat etwas in die Brüche geht, suchen sie sich sofort den nächsten Mann, und die Geschichte wiederholt sich meistens», so Astrid D.
Als sie neu begann, war sie 46 Jahre alt. «Ziemlich spät», wie sie sagt, aber «in dem Moment, wo ich ein Gefühl für mich hatte, konnte ich auch etwas werden. Nicht vorher ...» Mit einem Anwalt sprach sie über die Eigentumswohnung und über das Restaurant – beides lief auf ihren Namen – und forderte nichts, «entgegen guter und auch gutgemeinter Ratschläge von wirklichen Freunden», sagt sie. «Aber ich möchte nach 18 Jahren – glücklichen Jahren – kein Geld herausholen. Das ist meine persönliche Einstellung.» Sie ist der Meinung, dass der Mann grundsätzlich nicht zum Unterhalt der Frau verpflichtet ist, und dass eine Frau, die in der Lage ist, für sich selbst zu sorgen, den Mann nicht finanziell ausnutzen sollte. Und schon gar nicht, wenn zwischen den beiden einmal die ganz grosse Liebe bestand.
«Ich kann doch nichts Positives aufbauen, wenn ich gegen einen Mann, mit dem ich sehr glücklich war, anwaltlich vorgehe, womöglich noch jahrelang gegen ihn klage. Das ist ja fürchterlich – mein Prinzip ist sowieso nicht so sehr das Geld. Wenn ich genügend habe zum täglichen Leben, dann tendiere ich nicht dahin, irgendwelche materiellen Dinge anzustreben.»
Den Start ins Alleinleben finanzierte sich die 45jährige mit einer Lebensversicherung, die sie «Gott sei Dank» einige Jahre vorher abgeschlossen hatte, als es in der Beziehung zu kriseln begann. «Die habe ich beliehen, damit ich zu leben hatte.» Diesem Schritt ging die Erkenntnis voraus, dass es Astrid «aufgrund meines persönlichen Erfolgs» nicht möglich war, sich in ein Angestelltenverhältnis zu begeben. «Das war nicht drin», sagt sie, «ich wusste, dass ich das nicht wollte.»
Doch was wollte sie? Erst mal Geldverdienen, egal womit. Tagelang tippte sie beispielsweise Adressen und Briefe, übernahm Putzjobs, machte eigentlich alles, «um mir meine Semmeln zu verdienen. Dann habe ich mir überlegt: Die Erfahrung, ein Restaurant zu führen, hast du. Was ich brauche, sind Räume und einen Koch, den Rest kann ich ja machen. Also bin ich losgegangen und kämmte wochentags zu Fuss oder per Fahrrad die Stadt durch, habe mir alles angeguckt, was sich für ein kleines Restaurant eignen könnte.»
Montag bis Donnerstag hat sie sich «herangetastet» an ihre Zukunft, an die Idee vom eigenen Restaurant, in ihren Jobs arbeitete sie von Freitag bis Sonntag. Negative Erfahrungen hat sie übrigens in dieser Phase des Suchens und Tastens, die insgesamt ein Jahr dauerte, nicht gemacht: «Meine Freunde haben mir auch materiell geholfen, zum Beispiel die Miete bezahlt und all so Sachen.»
Eine Freundin, von Beruf Maklerin, wies sie schliesslich auf die jetzigen Räume hin, mit der Einschränkung, dass es vielleicht kein so idealer Standort sei. Als sie sie zum erstenmal betrat, wusste sie sofort: Das ist es! «Ich habe dann angefangen mit einem Schreiner und Maurer gemeinsame Sache zu machen; ich hab' die Einrichtung selbst entworfen, wie sie werden sollte, und auch daran mitgearbeitet.»
In den Ausbau investierte sie nicht unangemessen viel Geld, sondern ging bedächtig vor. «Ich war schon überzeugt, dass es gehen würde, weil ich doch etwas bekannt war durch das andere Lokal. Doch ich habe es bewusst sehr zurückhaltend eingerichtet, nicht in den Gasträumen, sondern hinter den Kulissen, bin nicht gleich mit Kühlzellen, Spülmaschine und der perfekten Küchentechnik eingestiegen, sondern habe klein angefangen.»
Was noch fehlte, war die zweite wichtige Person: ein Koch. Oder eine Köchin. Die fand Astrid in Italien. Obwohl sie nach eigener Aussage selbst nicht kochen kann, weiss sie um die

Qualität der Dinge, ist der Meinung, im Einkauf lieber ein paar Mark mehr zu investieren als zu sparen. Im Vorfeld merkte Astrid, dass die Köchin überfordert, zu nervös war, um den hohen Anforderungen zu genügen. Anforderungen, die sich nicht etwas in einer grossen Speisekarte niederschlagen, sondern im Gegenteil. «Es gibt keine Speisekarte, es gibt jeden Tag etwas anderes, ich erzähle es den Gästen oder ich entscheide sogar für sie, wenn ich ihren Geschmack kenne und ihre Bedürfnisse.»

Sie trennte sich von der Köchin: «Ich hatte Angst, dass es in die Binsen geht, dass es den Bach runtergeht, ehe es sich überhaupt herumgesprochen hat, dass ich hier bin.» Sie fand einen Koch, ebenfalls in Italien, 22 Jahre jung, voller Ideen und Professionalität.

Eine Unsicherheit in der Verwirklichung ihrer Pläne spürte sie nicht, aber das Gefühl, dass der Schuh vielleicht ein bisschen zu gross war für sie. «Vor allem, wenn es ein bisschen still wurde zum Abend hin... weil ich niemanden hatte; natürlich waren da Freunde, aber das ist nicht dasselbe wie eine Partnerbeziehung, keine Schulter zum Anlehnen. Man muss sich allein durchboxen. Davor hatte ich manchmal Angst.»

Eine Angst, die vergangen ist, die von einem ganz anderen Gefühl abgelöst wurde: «Manchmal ist mir, als ob ich vorausprescheе, als ob ich erst jetzt richtig angefangen habe, obwohl ich bald fünfzig bin...»

Vom ersten Tag an war das Restaurant gut besucht, jetzt ist es sehr gut besucht, ohne Vorausreservierung geht kaum noch etwas. Mittags um 12 Uhr wird es geöffnet, und um 17 Uhr ist Feierabend. Das heisst aber nicht, dass die Restaurantbesitzerin einen Fünf-Stunden-Tag hat. Ihr Arbeitstag beginnt morgens um halb neun Uhr. Da kommt sie an, räumt auf vom Vortag, füttert die beiden Hauskatzen, die im Restaurant leben. «Ich hab sie mir angeschafft, weil draussen im Garten Mäuse herumliefen. Und weil ich mir vorstellen kann, dass sie sich hier wohlfühlen, tun sie auch. Sie haben einen gewissen freien Auslauf, ich habe gleich zwei genommen, damit sie Gesellschaft haben.»

Inzwischen gibt es vier Angestellte: den Koch, seinen Gehilfen, einen Tellerwäscher und eine junge Frau, die beim Servieren hilft. «Ich lege grossen Wert darauf, dass es hinter den Kulissen stimmt, dass Harmonie herrscht. Hier ist nie Geschrei. Und wenn mal wirklich etwas schiefgeht, halte ich das nicht für so wichtig, jemanden damit zu belästigen.» Für Hickhack wäre auch gar keine Zeit, denn die Arbeit kommt geballt, konzentriert sich auf die ein, zwei Stunden, in denen die Gäste kommen.

Diese Zeit empfindet Astrid übrigens nicht als Arbeit, sondern als Vergnügen. «Da ziehe ich mich um, begrüsse meine Gäste, kenne sie fast alle persönlich, weiss, was sie essen möchten. Und wenn dann alle gegangen sind, schliesse ich die Tür zu, ziehe mich wieder um und arbeite, räume ab, spüle die Gläser, bringe noch gegen sechs Uhr die Tischwäsche in die Wäscherei, dann gehe ich nach Hause und arbeite dort weiter.»

Finanziell ist das Restaurant – schon wegen der begrenzten Öffnungszeit – keine Goldgrube. Aber danach strebt die Besitzerin nicht. Sie möchte nicht reich werden durch ihre Arbeit, sondern ein gutes Gefühl dabei haben. «Der Ertrag reicht für alle aus, weil ich selber sehr viel arbeite. Ich bin beispielsweise meine eigene Putzfrau, eigene Einkäuferin, Buchhalterin, ich mache alles selbst. Und ich werde es auch weiterhin so handhaben, damit das Geschäftskalkül stimmt. Ich fahre mit meinem Rad morgens einkaufen, nehme auf dem Hinweg die leeren Flaschen mit, gehe über den Markt, besorge frische Kräuter, Salat, was so fehlt an Kleinigkeiten. Das andere wird mir geliefert.»

Von der begrenzten Arbeitszeit hat sich Astrid mehr versprochen, dachte, dass sie Zeit hätte am Abend, um ins Kino zu gehen, ins Theater, in Ausstellungen, um Freunde zu treffen, um all das nachzuholen, auf das sie hat jahrelang verzichten müssen. «Ich habe geträumt, all das nachholen zu können, kann ich aber nicht, weil ich ganz einfach abends erschöpft bin. Ich muss mich körperlich ausruhen, bin zwar kerngesund, aber nicht mehr die jüngste. Ich sehe meine Grenzen.»

Rückblickend sieht sie ihren Neuanfang als ihre eigene Emanzipation, obwohl dieses Wort nicht zu ihrem Vokabular gehört. «Dies hier, mein Laden, ist ein Grundstein für mich. Es ist so ungerecht, dass Frauen darum kämpfen müssen, um das zu sein, was sie sind. Wenn ein Mensch – egal ob Mann oder Frau – seine Fähigkeiten ausleben darf, ist das doch nur richtig und natürlich. Und das ist genau der Punkt, der uns Frauen untersagt wurde. Meinem Ex-Mann bin ich längst davongeflogen. Ja, er war einmal hier, hat sich das angesehen. Er ist kein Mensch, der die Dinge, die ihn berühren, aussprechen kann. Aber wir haben uns zum ersten Mal, solange wir uns kennen, sehr gut unterhalten, als gleichberechtigte Menschen.»

Kein Grund für Astrid, nachträglich zu triumphieren. Denn sie möchte nicht noch einmal «aus einer völlig unsicheren Situation heraus anfangen müssen, wie ich das mit 45 Jahren getan habe». So gut es ihr heute auch geht, sie vergisst nicht, wie sie sich damals gefühlt hatte: «Es war schon grausam. Nur, es hat mir innerlich, für mich selbst, sehr viel gegeben. Ich bin froh, dass ich da durch musste. Wiederholen möchte ich das nicht. Aber mit etwas im Hintergrund – nicht Sicherheit, daran glaube ich nicht, es gibt nichts auf Dauer, weder Glück noch Unglück – würde ich schon noch einmal einen Sprung woandershin machen, weil ich glaube, dass ich heute für mich selber, für meine Seele, für meinen Geist, für alles, was ich bin, durch diese Schule gehen musste. Dieser Laden hier – den musste ich machen.»

Ein Laden, der ihr heute ein Glücksgefühl vermittelt, für sich selbst, auch ohne Partner. «Das heisst nicht, dass ich keinen möchte. Aber wenn keiner da ist, wo mein Herz klopft ... Streicheleinheiten habe ich hier schon, Erfolg auch. Also sage ich mir: Alles kannst du nicht haben, da musst du zurückstecken. Je älter ich werde, desto anspruchsvoller werde ich auch, desto weniger kompromissbereit bin ich. Ich sage mir: Du bist ja auch wer, und wenn es dazu nicht den passenden Deckel gibt, dann verzichte ich lieber.»

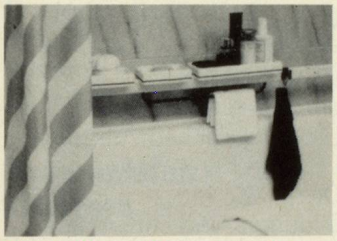
Und noch etwas merkt sie mit zunehmendem Alter: dass Zeit etwas Wertvolles, Kostbares ist, etwas, das man nicht vergeuden, sondern mit dem man sinnvoll umgehen sollte.

Astrid: «Ich glaube, dass dieses Restaurant nicht das Endresultat dessen ist, was ich mache. Vielleicht mache ich noch einmal etwas ganz anderes. Mein Traum ist der Süden. Aber um dort hinzukommen, muss ich erst von meinen Schulden runter. Bis jetzt ist mir das ganz gut gelungen. Wenn ich gesund bleibe, gibt es später zwei Möglichkeiten für mich: aufgeben oder verkaufen. Verkaufen, das ist etwas, was man gern machen möchte. Und wenn ich diesen Traum verwirklichen kann, würde ich nach Griechenland gehen, nicht mehr nach Italien.»

Aber nicht etwa, um dort ein Restaurant aufzumachen, sondern um nichts zu tun: «Ein Dach über dem Kopf, leben auf dem Land, ein paar Hühner, eine Ziege für die Milch, ein Gemüsegarten, sehr simpel leben, davon träume ich...»

Badezimmer brush-up Streifen oder Schmetterlinge

Der Tag beginnt im Badezimmer – und natürlich beginnt er in einem schönen Badezimmer besser als in einem hässlichen. Freundlich und wohnlich sollte es aussehen, was am leichtesten durch die Wahl der Farben zu erreichen ist. Damit aber die Farben und Dessins zusammen harmonieren, gibt's die Einrichtungslinie von **Spirella:** Dusch- und Fenstervorhänge, Teppiche, Frottierwäsche, Sicherheitswanneneinlagen und sogar Badezimmerschuhe – alles im gleichen Muster. Zur Auswahl aber stehen strenge geometrische Kompositionen: zum Beispiel Streifen oder Romantisches wie Schmetterlinge.

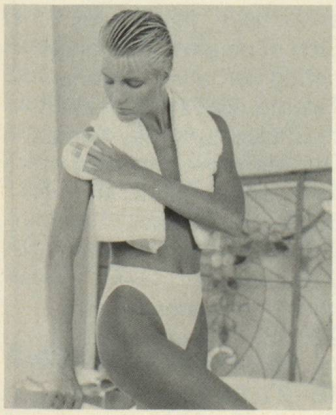


Um die Wanne alles gut assortiert

Duschtrennwand und Vorhangstangen lassen sich farblich assortieren. Baden wir also fortan in Schönheit. Spirella-Badezimmer-Accessoires sind im Fachhandel erhältlich.

Baumwolle oder Nylon

Ganz klar: für Unterwäsche ist nichts geeigneter und gesünder als Baumwolle. So pflegt auch der Klassiker unter den Wäschefabrikanten **«Triumph»** ganz besonders

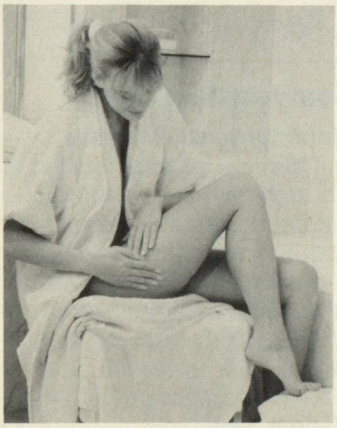


Unter dem Kleid bequemste Wäsche

Baumwolle als uraltes Naturprodukt, das schon die Ägypter liebten. Beispiel: der Sloggi-Slip. Er ist anschmiegsam und weich, hat keine drückenden Nähte, schneidet nicht ein und sitzt auch nach häufigem Waschen noch immer perfekt. Zudem gibt es ihn in fünf verschiedenen Schnittformen: tanga, mini, midi, maxi und long – für jede Frau das passende.
Erhältlich in Spezialgeschäften und in Warenhäusern.

Orangenhaut oder Pfirsichhaut

Neuere Umfragen haben ergeben, dass jede dritte Frau an Cellulitis oder Orangenhaut leidet. Zahlreich sind aber auch die – mehr oder minder wirksamen – Mittelchen, die gegen das Leiden angeboten werden. Eines der neuesten davon ist die Anti-Cellulitis-Serie von **Ellen Betrix.** Er enthält den biologischen Wirkstoffkomplex Epithelan, von dem es heisst, «er erhöht die Mikro-

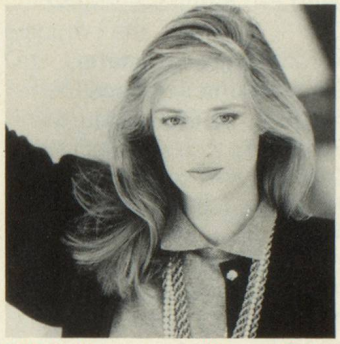


Für die Beine eine Betrix-Kur

zirkulation der kleinsten Blutgefässe und bewirkt damit die Verbesserung der Sauerstoff- und Nährstoffversorgung des Gewebes. Er sorgt für eine Gewebedrainage, wodurch Flüssigkeits- und Schlackenansammlungen abgebaut werden. Das verfestigte Bindegewebe wird weicher, Unebenheiten bilden sich zurück...» Nun, man kann's ja versuchen, denn schliesslich hat die Firma Ellen Betrix einen guten Namen. Als zusätzliche Massnahmen gegen die Orangenhaut aber werden empfohlen: Jogging, Radfahren, Schwimmen, Wandern und Gymnastik, ferner eine fett- und zuckerarme Vollwertkost.
Die Ellen Betrix Body Contour-Produkte sind im Fachhandel erhältlich.

Mauve oder pink

So schnell wie die Mode wechseln auch die Make-up-Farben, wir meinen, oft

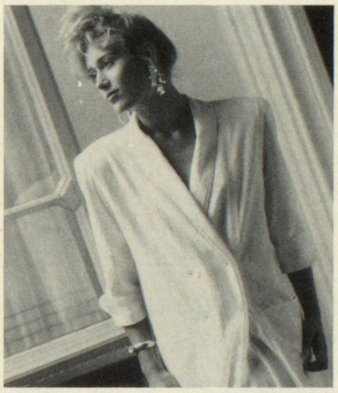


Auf die Wangen neue Make-up-Farben

nur allzu schnell. Wozu soll eine Frau eigentlich alle paar Monate ein anderes Gesicht zur Schau tragen? Die Kosmetikindustrie will's.
So fühlen sich auch die **Bodyshops,** die sonst eher auf das Natürliche setzen, dazu verpflichtet, mit immer neuen Lippenstift- und Augenschattenfarben aufzuwarten. Dazu wird verkündet: «Colourings ist nicht einfach eine zusätzliche Make-up-Linie. Es ist vielmehr ein umfassendes, sorgfältig komponiertes und aufeinander abgestimmtes Make-up-Programm mit einer raffiniert koordinierten Farbskala.» Glauben wir es – zumindest bis zum nächsten Herbst. Übrigens: Bodyshop-Produkte werden garantiert ohne Tierversuche hergestellt. Das Colouring-Programm umfasst folgende Produkte: Fondation, Concealor, Powder, Blusher, Eyeshadows usw. und ist in allen Body-shops erhältlich.

Négligée oder Morgenrock

Der Ausdruck «Négligée» stammt aus einer Zeit, als sich die Frauen in Korsetts einschnürten und deshalb alle leichten und losen Kleidungsstücke als «nachlässig» ansahen. Heute ist das natürlich völlig anders. Der Schlaber-Look ist in, weshalb der hübsche und gepflegte Morgenrock von **Hanro** mit Garantie von niemandem mehr als «nachlässig» qualifiziert wird.



Zum Aufstehen ein hübsches Négligée

Er besteht aus strukturiertem Baumwoll-Crêpe, ist smokingartig geschnitten und hat Manschetten aus glänzendem Stoff. Erhältlich in Weiss, Blau und Rosa.
Hanro-Modelle findet man in Spezialgeschäften und in Warenhäusern.

Lebensprobleme lösen

verlangt Einsicht in die unbewussten Impulse und Motive, die den Charakter und das Verhalten bestimmen. Die persönliche Schrift ist dazu ein untrüglicher Wegweiser.

Ein grafologisches Gutachten

wird bei Problemen im Beruf, in der Ehe und der Partnerschaft sowie bei der Personalbeurteilung dem Therapeuten, Berater und Personalverantwortlichen klärende Dienste leisten und heikle Entscheidungen wesentlich erleichtern.

Wenden Sie sich an:

Dr. Madeleine Sitterding, Psychologin
8722 Kaltbrunn
Kirchhaldenstr. 46, Tel. (055) 75 24 52

TAGUNGEN

Guten Morgen, du Schöne

Bilder von uns selbst entdecken.
Ein Tag zum Masken gestalten lernen.
Leitung: Regina Weller
Ort:
Boldernhaus Zürich, Voltastr. 27, 8044 Zürich, Tel. 01/477361
Zeit:
13. Juni 1987, 9–17 Uhr

Das neue Eherecht geht uns alle an

Auswirkungen auf den Alltag der Frau
Wie kann damit umgegangen werden?
1. Teil: Referat von Marie-Louise Ries, dipl. Psychologin, Zürich
2. Teil: Diskussion und Fragen
Ort:
Schweizerischer Bankverein, Bärengasse 16, 8001 Zürich, Sitzungssaal, 4. Stock
Zeit:
Montag, 6. April 1987, 19.30–22 Uhr
Dienstag, 7. April 1987, 14.30–17 Uhr
Achtung!
Wegen der vielen Anmeldungen wird nach einer Lösung der Räumlichkeiten gesucht.
Auskunft:
Interessengemeinschaft «Forum für die Frau», Paradeplatz 6, 8022 Zürich, Tel. 01/211 77 44

Sing-Wochenende

Mit Reinhild Traitler und Dodo Grimmer und Floys Knolle-Hicks
Let my people go
Spirituals aus den USA, Befreiungshoffnungen von Sklaven
Unzima Lomthwalo
Lieder aus Südafrika
La Paz del Senor
Lieder aus Lateinamerika
Wir brauchen alle Seel und Kraft
Alte und neuere Hoffnungslieder
Sie sind herzlich eingeladen, Ihre Rhythmusinstrumente mitzubringen.
Ort:
Evangelisches Tagungs- und Studienzentrum, 8708 Männedorf
Zeit:
28. und 29. März 1987
Auskunft:
Boldern, 8708 Männedorf, Tel. 01/922 11 71

Die Frau zwischen Familie und Beruf

Organisiert vom Dachverband Pro Familia Schweiz
Ort:
Reformierte Heimstätte, Studien- und Tagungszentrum, 3645 Gwatt bei Thun
Zeit:
28. März 1987
Auskunft:
Zentralsekretariat Pro Familia Schweiz Postfach 51, 6000 Luzern 4, Tel. 041/44 87 66

Blick auf die weisse Welt

Westliche Kultur im Urteil der Dritten Welt (mit Filmbeispielen).
Arme Welt – reiche Welt
Medizin 1. und 3. Klasse
Naua Huni – Indianerblick auf die andere Welt
Wie können wir andere kulturelle Einflüsse aufnehmen?
Exiltibeter zwischen zwei Kulturen
Leitung:
Paulus-Akademie, Filmbüro SKFK, Fastenopfer, Tagungssekretariat: Dorette Gasser
Ort:
Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich
Zeit:
20. und 21. März 1987, 17–21.45 Uhr und 9–16.15 Uhr
Auskunft:
Tel. 01/533 40 0, Dorette Gasser

AUSSTELLUNGEN

Werke historischer Künstlerinnen

Ausgewählt aus der Sammlung des Kunsthauses Zürich sowie aus Ankäufen der Stadt Zürich. Eine Veranstaltung der Gesellschaft Schweizerischer Malerinnen, Bildhauerinnen und Kunstgewerblerinnen, Sektion Zürich.
Ort:
Kunsthaus Zürich, Räume 1, 11 und 111
Zeit:
21. März bis 17. Mai 1987

Dolores Annoni und Mondo Annoni

Dolores:
In Aquarell- und Mischtechnik Blumenstilleben, Reiseimpressionen. In Öl minutiöse Napflandschaften.
Mondo:
Fotograf, Malen als handwerklicher Gegenpol zur fotografischen Technik.
Ort:
Galerie Kesselturm, Kesselgasse 3, 6003 Luzern
Zeit:
Bis 28. März 1987, 9–12 und 13.30–18.30 Uhr, Sonntag geschlossen

KONZERTE

Sonntagskonzerte

Kammermusik-Matinee
mit Judith Horvath, Viola, Zsuzsanna Sirokay, Klavier, Andrea Helesfay, Violine, Mischa Frey, Cello
Schubert: Trio B-Dur D 471
Brahms: Klavierquartett Nr. 1 g-Moll
Ort:
Tonhalle Zürich, **Kleiner Saal**
Zeit:
Sonntag, 22. März 1987, 10.45 Uhr
Tonhalle-Orchester
mit Hiroshi Wakasugi, Leitung; Maria Joao Pires, Klavier
Poulenc: «Les Biches», Ballettsuite
Mozart: Konzert Nr. 27 B-Dur KV 595
Bizet: Sinfonie Nr. 1 C-Dur
Ort: Tonhalle Zürich, **Grosser Saal**
Zeit:
Sonntag, 29. März 1987, 16 Uhr
Billette:
Tonhallekasse Tel. 01/201 15 80; Musik Hug; Jecklin; BiZZ Werdmühleplatz; Jelmoli City

KURSE

Der andere Weg

Beiträge von Frauen auf dem Gebiet der Gesundheit (Heilerinnen), der Ökologie, der Medien, der Wissenschaft usw.
Ort:
Boldernhaus Zürich, Voltastr. 27, 8044 Zürich
Zeit:
28. April, 12., 19. und 26. Mai und 16. Juni 1987, jeweils von 14.30–17 Uhr
Auskunft:
Dr. Reinhild Traitler, Boldernhaus, Tel. 01/477 361

Geschieden – verlassen – allein

Wie werden wir mit der neuen Situation fertig?
Ist es möglich, ein neues, positives Lebensgefühl aufzubauen?
Leitung: Karin Frost
Ort:
Bildungs- und Ferienhaus des Coop Frauenbund Schweiz, Mümliswil im Solothurner Jura
Zeit: 27.–29. Mai
Kosten: Fr. 150.–
Auskunft: Zentralsekretariat, Postfach, Coop Frauenbund, 4002 Basel, Tel. 061/207 1 72

Ich nehme mein Leben in die Hand

Viele Jahre, wertvolle Jahre, haben wir eine Rolle erfüllt. Und plötzlich ein Loch. Unsere Kinder sind erwachsen, fliegen aus. Sich in neuen Situationen richtig verhalten, eigene Talente wieder entdecken – die Zielsetzung des Kurses.
Ort: Mehrzweckraum der Alterssiedlung im Tal, Badstr. 8, Adliswil
Zeit:
9 Abende (plus Wochenende vom 27./28. Juni in Vals/GR)
Kursbeginn: 22. April 1987, **18–21.30 Uhr**
Kosten: Fr. 150.–

(plus Reisekosten und Verpflegung am Wochenende)
Auskunft:
Frauenpodium Adliswil
S. Zosso-Berthel,
Tel. 01/7108734
S. Seewer-Leupi,
Tel. 01/7101987

Handwerkliche Sommerkurse

Kurs I:
Einführung ins Handweben;
13.–25. Juli 1987
Kurs II:
Schreinern, Schmieden;
27. Juli bis 8. August 1987
Kurs III:
Brettchenweben, Spezialkurs mit Peter Collingwood;
27. Juli bis 1. August 1987
Kurs IV:
Teppichweben, Spezialkurs mit Peter Collingwood;
3. bis 8. August 1987
Ort: Heimatwerkschule «Mülene», 8805 Richterswil
Auskunft: «Mülene»,
Tel. 01/7842566

Bauernmalen – Kleistern

Ort: Heimatwerkschule «Mülene», 8805 Richterswil
Zeit:
30. März bis 3. April 1987
Auskunft:
«Mülene», 8805 Richterswil, Tel. 01/7842566

Astrologie-Studium

* Diplomabschluss ist möglich
* Astrologie psychologisch, humanistisch ausgerichtet als Selbsterfahrung
* Berufsbegleitende Ausbildung

Ort: ETH Zürich, Auditorium D 5.2.
Zeit:
Einführungsvorträge am 8. und 15. April 1987
Kursbeginn am 22. April 1987, 19–21.45 Uhr
Auskunft:
API-Institut, 8134 Adliswil,
Tel. 01/7103776

Aufbruch der Frauen

Organisierte und nichtorganisierte Frauen, die ausbrechen wollen aus Ohnmacht und Sachzwängen, die umdenken und anders handeln wollen, kommen zusammen, um untereinander Erfahrungen, Wissen, Vorstellungen auszutauschen, um ihre Ideen an die Öffentlichkeit zu bringen und gemeinsam einzustehen für deren Umsetzung auf allen Ebenen der Politik.
Themen:
- Gentechnologie
- Arbeitswelt
- Energie- und Umweltpolitik
- Sicherheit
- Bildungspolitik
- Aussenpolitik

Ort: Basel, Kontaktadresse:
Frauen für den Frieden,
Schafgässlein 8,
4058 Basel,
Tel. 061/2545 11
Zeit:
25. und 26. April 1987

SEMINARE

Deutschdiplom der Zürcher Handelskammer

(Diplomkurs mit Abschluss)
Ziel dieses Kurses ist es, all den Frauen, die sich sowohl über sehr gute Kenntnisse der deutschen Schriftsprache als auch über gute Kenntnisse der deutschen Literatur ausweisen müssen oder wollen, zu einem anerkannten und aussagekräftigen Diplom zu verhelfen. Die seriöse und anspruchsvolle Vorbereitung auf die Diplomprüfung umfasst:
- Gründliche Erarbeitung der Grammatik
- Korrespondenz
- Sprachlehre
- Stilistik
- Aufsatzlehre
- Literaturgeschichte
- 6 Werke der deutschen Literatur

Ort: Hotel Krone,
Schaffhauserstr. 1,
8006 Zürich
Zeit:
Beginn: 24. April 1987,
8.30–11.30 Uhr, 26mal
Kosten:
Fr. 800.– pro Semester
Auskunft: MRS-Institut,
Witikonerstr. 105,
8032 Zürich,
Tel. 01/5377779

FERIEN

Klöppeln für Anfänger

Diese traditionelle Handwerkskunst erfreut sich bei jung und alt immer grösserer Beliebtheit. Unsere neue Kursleiterin bietet Ihnen einen Kurs für Anfängerinnen oder Klöpplerinnen mit Grundkenntnissen an.
Leitung:
Elsbeth Fehr, Bern
Ort:
Ferienhaus in Mümliswil/Solothurner Jura
Coop Frauenbund, Zentralsekretariat, Postfach 2550,
4002 Basel,
Tel. 01/2071 72
Zeit: 11.–16. Mai 1987
Kosten: Fr. 340.–

Kreative Woche im Tessin

Weben – Malen – Leben/Sticken – Malen – Leben
Wohnen im alten Tessinerdorf Breno im Malcantone
Arbeiten im alten Dorfschulhaus
Webkurse, Stick- und Malwochen
Zeit:
24.–30. Mai 1987;
28. Juni bis 4. Juli 1987;
6.–12. Juli 1987;
2.–8. August 1987
Kosten: Fr. 530.–
Auskunft:
Iris Rüegg-Zürcher,
Textilgestalterin,
8627 Grüningen,
Tel. 01/9352822

Alleinerziehende mit Kindern

Diese Ferienwoche bietet alleinerziehenden Müttern und Vätern mit Kindern im Vor- und Primarschulalter neben Basteln, Schwimmen, Wandern Erholung und Gelegenheit zu interessanten Gesprächen.
Ort: Ferienhaus Mümliswil/Solothurner Jura
Coop Frauenbund, Zentralsekretariat, Postfach 2550,
4002 Basel,
Tel. 061/2071 72
Zeit: 11.–17. Juli 1987
Kosten:
Fr. 290.– für Erwachsene;
Fr. 100.– für Kinder

Lesehilfe immer dabei: **Vergrösserungsbrille**

- Nur **Fr. 29.–** inkl. Etui und Porto
- Geschliffene Gläser, Metallgestell
- Auswahlsendung verschiedener Stärken
- kein Kaufrisiko (Rückgaberecht)

Luxuriöse Spezialmodelle für grössere Kopfformen oder gehobene Ansprüche **Fr. 38.50.–** inkl. Porto

Amesa AG, 8640 Rapperswil, Citihaus 32 a, Tel. (055) 277163

MRS-Institut
Dr. Monique R. Siegel
Witikonerstrasse 105
8032 Zurich
Telefon 01/53 77 79

Zum letzten Mal

Von Lessing bis Lenz, von Schiller bis Schnitzler, von Goethe bis Grass:

Deutschsprachige Literatur als Spiegel unserer Gesellschaft in den letzten zwei Jahrhunderten, unter Berücksichtigung von Kunst, Architektur, Musik und Geschichte.

8 Abende je Semester (18.45 bis 21.30 Uhr)
Beginn 1. Semester: 4. Mai 1987.

Das Haus der Objektkünstlerin Margaretha Dubach ist leicht zu erkennen, denn es ist von überlebensgrossen Statuen umgeben. Ein passender Auftakt zur Begegnung mit der erfolgreichen Blondine, denn an ihr ist alles originell.

Das Masken-Theater der Margaretha Dubach

«Ich habe die Statuen in einer französischen Denkmalfabrik gefunden, die im Krieg zerbombt worden war», erklärt Margaretha Dubach. Sammeln scheint eine ihrer Leidenschaften zu sein, doch sie sammelt völlig Ungewöhnliches. In ihren geräumigen Atelierräumen stapeln sich Dinge wie ein Blasbalg aus Kenia, ein alter Holzhammer, ein Pariser Brotkorb, ein rostiger Weintrichter, ein ausgedientes Müllersieb, ein schadhafter Pingpongschläger, das Stück einer Dachrinne, ein tibetischer Yakhaarkragen sowie viel gebrauchter Hausrat aus Schwarzafrika. Und alles dient der Dubach als Arbeitsmaterial für die bizarre Maskenkunst, der sie sich gegenwärtig verschrieben hat. Daher unsere erste Frage:

Wie sind Sie auf die Masken gekommen?

Margaretha Dubach: Wahrscheinlich hängt es mit meiner Luzerner Herkunft zusammen. Ich bin sozusagen mit Masken aufgewachsen.

Und warum wählen Sie als Material alte Gebrauchsgegenstände?

Dinge, die gebraucht wurde, sind lebendiger. Sie haben mehr Charakter, mehr Ausdruck. Ein rundes Sieb kann zur Sonne werden, ein Pfannendeckel zum Mond, ein Wassersack zum Gesicht. Man braucht oft nur sehr wenig zu verändern.

Sie selber kommen jedoch von der surrealistischen Kunst her?

Ja. Nach Absolvierung der Kunstgewerbeschule in Luzern habe ich zunächst surrealistische Bilder gemalt. Schon bald jedoch entdeckte ich die Assemblages und gestaltete fortan kleine Kästchen oder Schreine, eine Art plastische Kleinkunst.

In den 70er Jahren haben Sie eine Schmuckkollektion für Gübelin entworfen, die sehr erfolgreich war. Warum entwerfen Sie keinen Schmuck mehr?

Man kann nicht zu vieles auf einmal machen. Ich muss mich auf eine Aufgabe konzentrieren können.

Ihr Schmuck ist sehr schön, Ihre Masken sind hässlich. Wie stellen Sie sich zum Hässlichen?

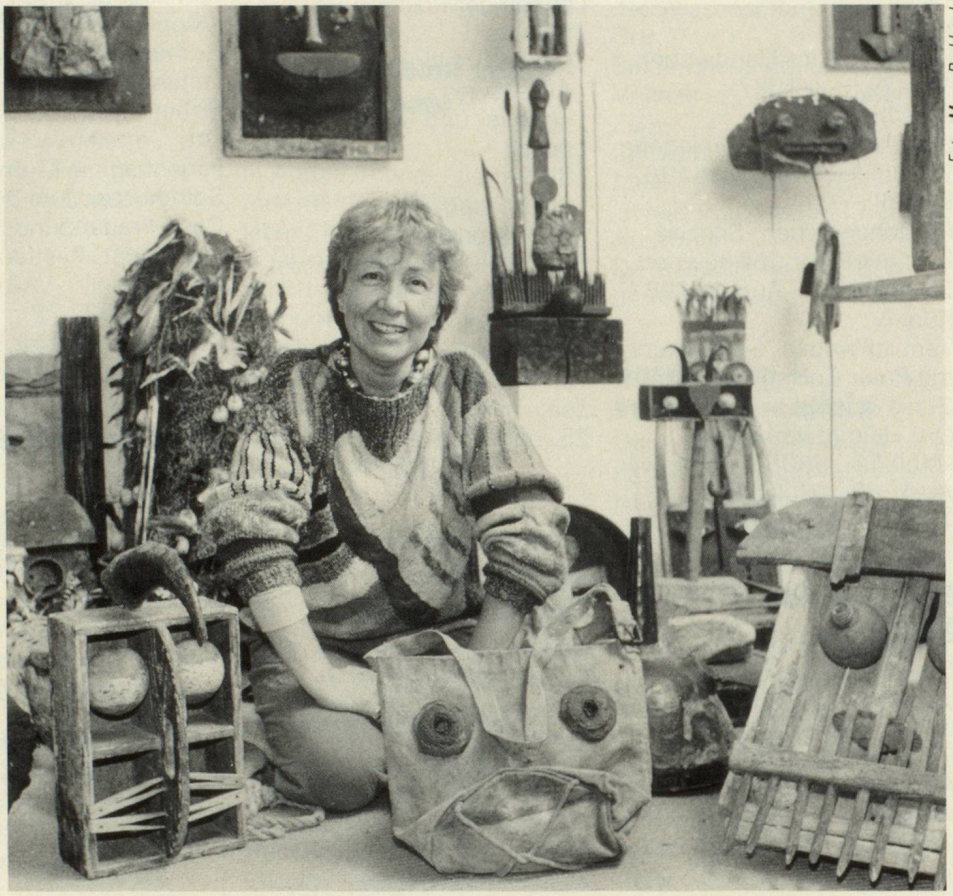


Foto: Maya Burkhard

Margaretha Dubach in ihrer Zürcher Werkstatt.

Für mich sind die Masken nicht hässlich, sie sind urtümlich, dämonisch, naturnah. Daher verwende ich auch gerne naturnahes Material, darunter Federn, Hörner und Felle.

Wie kommen Sie an Ihr Material heran? Reisen Sie viel?

Vieles wird mir gebracht. Auch mein Sohn hat aus Kenja manch interessantes Stück angeschleppt. Anderes kaufe ich bei Sammlern. Doch ich selber reise nicht sehr viel, in Schwarzafrika beispielsweise war ich noch nie.

Neuerdings werden mit Ihren Masken Dämonenspiele aufgeführt. War das Ihre Idee?

Ja. An einer Ausstellung fand ich plötzlich, Masken dürften eigentlich nicht nur leblos an den Wänden hangen, es müsste etwas mit ihnen geschehen. Wir begannen dann völlig zwanglos zu proben – übrigens mit Kaderleuten einer Grossbank. So entstand eine lockere Folge von Szenen mit vielen überraschenden Effekten. Nur sehr professionell war's nicht.

Und wie ging's weiter?

Jeannot Hunziker vom Theater Cirka nahm sich meiner Masken an und gestaltete – zusammen mit dem Percussionisten Georg Hofmann und 23 Schauspielern – ein rundes Programm, das wir nun an verschiedenen Orten zeigen, so auch im Kunsthaus Zürich. Für den Sommer planen wir zudem Auftritte im Freien, vielleicht in einem Burghof oder in einer Grotte.

Es gibt demnach keine Story?

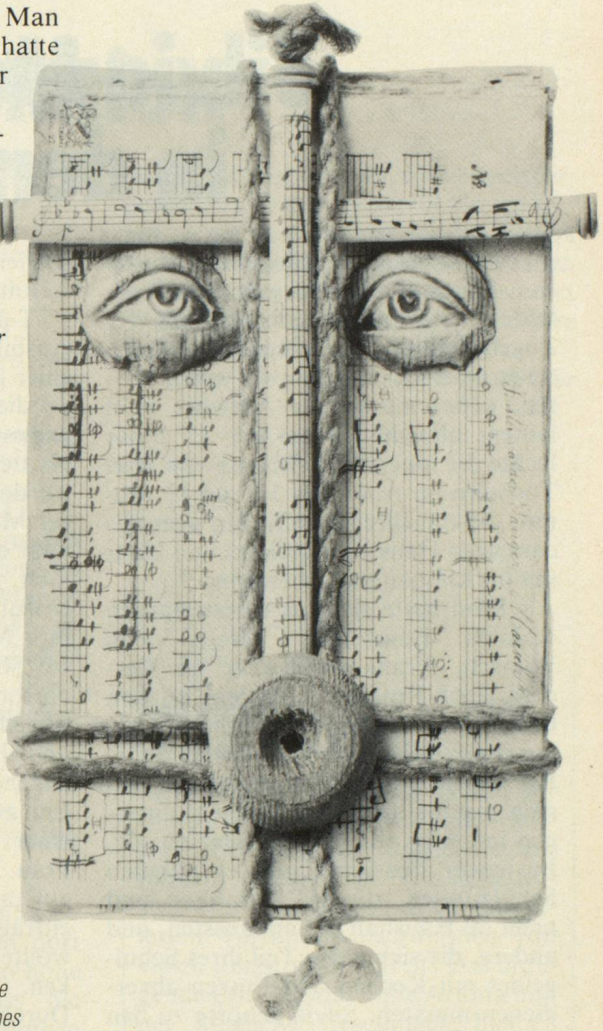
Nein. Die «Dämonen-Dämmerung» ist ein dramatischer Ablauf, welcher im Zuschauer verschiedene Vorstellungen erwecken soll, eine Wanderung durch unbewusste Land, eine Begegnung mit unfassbaren Wesen, wobei das gestalterische, das musikalische und das mimische Element gleichwertig sind.

Können Sie Beispiele nennen?
Masken werden von einem gesichtslosen Dämon überrascht, rücken näher zusammen, suchen Schutz. Oder es erscheinen zwei rivalisierende Vögel, die einen Frosch beobachten. Oder es wird ganz einfach der Lauf der Sonne gezeigt. Die Möglichkeiten sind unheimlich vielfältig.
Wie reagieren die Darsteller?
Die Stimmung während der Proben, die stets übers Wochenende stattfinden, ist ganz prima. Alle sind mit Begeisterung dabei, die ganz Jungen und die sechzigjährigen Grossmütter, die Laien und die Profis – insgesamt 23 Leute. Auch ist interessant zu beobachten, dass jeder Spieler ganz spontan eine Maske wählt, die zu ihm passt.
In manchen Kulturen glaubt man, dass eine Maske den Menschen verändere. Wie stellen Sie sich hierzu? Bestimmt ist daran etwas Wahres. Wenn man eine Maske trägt, ist man nicht mehr sich selbst.
Ihr Mann ist der Psychiatrieprofessor Jürg Willi. Pflegt er Ihre Masken psychologisch zu interpretieren?
Zum Glück nicht. Er gehört nicht zu jenen Freudianern, die in allem ein Symbol sehen. Zudem weiss er, dass die Fantasie eines Künstlers anderen Gesetzen folgt als die Fantasie eines psychisch Kranken.

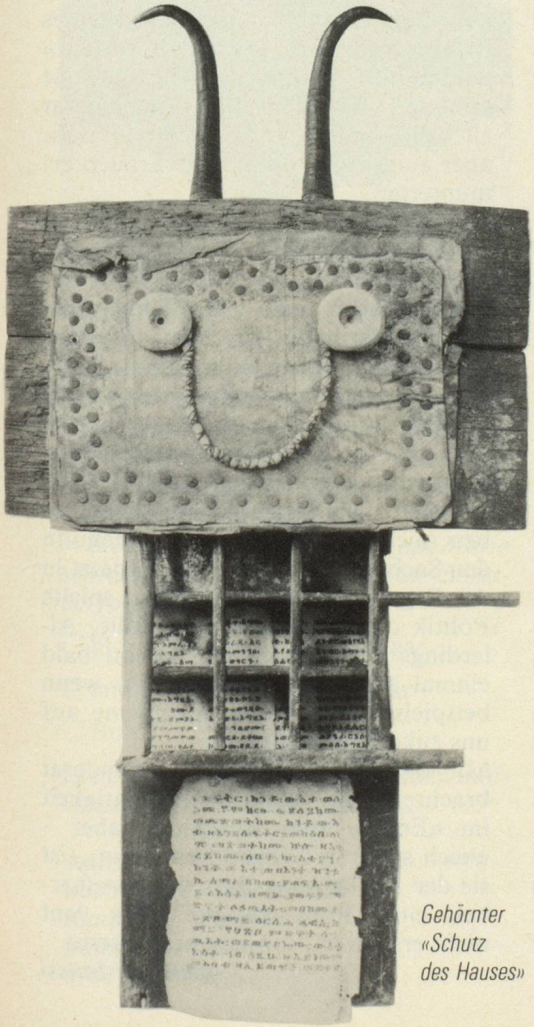
Sie waren während Ihrer ganzen Ehe künstlerisch tätig, auch als Ihre beiden Söhne noch klein waren. Wie wirkt sich die Kunst aufs Familienleben aus?
Eigentlich sehr positiv, auch wenn's manchmal anstrengend war. Man muss sich eben organisieren. Ich hatte stets eine Hilfe, so dass die Kinder nie ohne Aufsicht blieben, auch dann nicht, wenn ich einmal mehrere Stunden lang konzentriert im Atelier arbeitete. Jetzt aber macht meine Kunst den Söhnen Freude. Einer von ihnen organisiert in seinem Zimmer sogar Wechselaustellungen.

Charlotte Peter

Margaretha Dubach stellt vom 5. bis zum 22. April in der Galerie Krebs in Bern aus, ihr Dämonenspiel ist am 25. und am 26. März im grossen Vortragssaal des Zürcher Kunsthauses zu sehen.



Zur Maske gewordenes «Liederbuch»



Aus Afrika inspirierter «Seher»

Gehörnter «Schutz des Hauses»

Zur Skulptur gewordene «Hasengeschichte»

Silvia Marthaler ist Gemeinderätin in Hausen am Albis, und wir fragten sie gleich zu Beginn unseres Gesprächs, ob sie nun weil sie eine Frau ist oder obwohl sie eine Frau ist, den Sprung in den Gemeinderat ihres Dorfes geschafft habe. «Vermutlich weil ich eine Frau bin», meinte Frau Marthaler nach kurzem Nachdenken.

Silvia Marthalers Sprung in den Gemeinderat

«Auch meine Vorgängerin war eine Frau und sie hat gute Arbeit geleistet.» – «Und wie steht es mit der Zugehörigkeit zur Sozialdemokratischen Partei?» wollten wir weiter wissen. «Hier müsste die Antwort wohl lauten: obwohl ich bei der SP bin», lachte die jugendliche Mutter von zwei Töchtern im Alter von 11 und 13 Jahren, die mit ihrer Familie ein gemütliches altes Haus im Dorfkern von Hausen im Knonaueramt bewohnt.

Als Kind hatte sie (aus einem starken sozialen Empfinden heraus) den Wunsch, Krankenschwester zu werden. Doch Probleme mit dem Rücken liessen eine solche Berufswahl als wenig sinnvoll erscheinen.

Bei einem Internatsaufenthalt in Belgien machte sie ihre ersten Erfahrungen in bezug auf Standesunterschiede. In jenem Pensionat gab es nämlich Schülerinnen, die gut bezahlten und nicht im Haushalt helfen mussten, und andere, die sich einen Teil ihres Schulgeldes mit Kochen und Putzen abverdienen mussten. Silvia gehörte zu den letzteren – und noch heute bringt sie es nicht fertig, eine Putzfrau zu beschäftigen! Ihre Devise: Jeder sollte seine Zeit so einteilen, dass er den «eigenen Dreck» selbst wegräumen kann. Und damals wurde wohl der Grundstein zur politischen Orientierung gelegt.

Nach der Rückkehr in die Schweiz absolvierte die junge Säuliämterin aus Affoltern am Albis eine Lehre als PTT-Telefonistin und ergänzte die Ausbildung später durch den Besuch einer Handelsschule.

Zu dieser Zeit lebte Silvia in einer engagierten Wohngemeinschaft, wo oft bis tief in die Nacht hinein diskutiert wurde. Hier wohnte auch ihr zukünftiger Mann, ein junger Lehrer. Als das Paar ein Baby erwartete, wurde geheiratet, und später zog die kleine Familie erneut ins Knonauer Amt, wo Silvia ihre Wurzeln hatte. Dies war die Zeit, wo Silvia Marthaler der SPS beitrat, obwohl sie aus einer Familie mit traditionellem CVP-Engagement stammte und ihr Mann bis heute keiner Partei angehören möchte.

Ein zweites Kind und die Betreuung einer 14jährigen Pflegetochter füllten Frau Marthaler zwar arbeitsmässig aus, aber gesellschaftspolitische Frauenfragen beschäftigten sie stark; so wollte sie auch ausser Haus aktiv wirken.

Durch Zeitungsartikel war sie auf den Verein zum Schutze misshandelter Frauen und Kinder aufmerksam geworden und gehörte bald einmal zum Betreuerteam dieser Institution. Aus eigener Frauenbetroffenheit heraus engagierte sie sich im Frauenhaus Zürich. Sie befasste sich mit Administration und Organisation und leistete darüber hinaus den «Feuerwehreinsatz» während vieler Nächte und an Wochenenden. Die gemachten Erfahrungen, sowohl in menschlicher als auch administrativer Hinsicht, möchte Silvia M. nicht mehr missen, obwohl sie nach vierjähriger intensiver Tätigkeit das Gefühl hatte, nun sei für sie ein Wechsel fällig.

Silvia Marthaler, Hausfrau, Mutter und SP-Politikerin auf dem Land.

Dem Ehepaar Marthaler hat die ausserhäusliche Tätigkeit der Frau und Mutter klargemacht, dass eine solche Situation den vollen Einsatz des Mannes und Vaters bedingt. Und dass dies mit einem Lernprozess verbunden war, verschweigt unsere Gesprächspartnerin nicht.

Der Tätigkeit im Frauenhaus folgte erneut eine unkonventionelle Arbeit: Silvia nahm eine halbe Stelle im «Engel», einer weitherum bekannten Ämtler Kollektivbeiz, an. Wichtig dabei war für sie die praktische Umsetzung einer theoretischen Arbeitsideologie – nämlich die der Selbstverwaltung.

Gleichzeitig begann sie sich vermehrt in ihrer Wohngemeinde zu engagieren und liess sich beispielsweise in den Vorstand des Frauenvereins wählen. «Hier lernte ich plötzlich Frauen kennen, die bis anhin ausserhalb meines Erfahrungskreises gestanden hatten.» Und gerade diese Kontakte mögen sie ermuntert haben, für den Gemeinderat zu kandidieren, wozu sie ihre Partei, aber auch viele bürgerliche Frauen ermunterten.

Was sie selbst am wenigsten erwartet hatte, geschah: Silvia Marthaler wurde im ersten Wahlgang gewählt. Und dies mit Sicherheit auch von Wählerinnen und Wählern, die das Heu auf einer anderen politischen Bühne haben.

In das ihr zugefallene Ressort «Fürsorge und Vormundschaft» kann sie nun auch ihre im Sozialbereich gemachten Erfahrungen einbringen. «Meine Ratskollegen vom bürgerlichen Lager haben mich sehr nett aufgenommen. In den Sachgeschäften, die wir bis jetzt in der Regel zu behandeln hatten, spielte Politik ohnehin kaum eine Rolle. Allerdings könnte sich dies schon bald einmal ändern. Dann nämlich, wenn beispielsweise Asylantenprobleme auf uns zukommen würden.»

Mit der Wahl in den Gemeinderat brachte Silvia Marthaler ihre Tätigkeit im «Engel» zum Abschluss, aber – gleich anderen Gemeinderätinnen – ist sie der Auffassung, dass die Berufsarbeit einer Frau das politische Amt nicht erschwert, sondern erleichtert.

Annemarie Stüssi

Die Arbeitsstunden darf ich natürlich nicht rechnen», diesen Satz kann man öfter von Frauen hören, die irgendwelche Handarbeiten herstellen oder die kunstgewerblich tätig sind. Manche von ihnen scheinen gar stolz auf ihren «Idealismus» zu sein. Bleiben zwei Fragen: Können sich die betreffenden Frauen den Verzicht auf die Kalkulation leisten? Und weiter: Sollen sie sich diesen Verzicht leisten?

Falsche Kalkulation

Wir erkundigten uns bei einer Puppenherstellerin, worauf sich der folgende Dialog ergab.

SCHWEIZER FRAUENBLATT: *«Können Sie es sich leisten, beinahe gratis zu arbeiten? Sind Sie nicht auf einen guten Verdienst angewiesen?»*

PUPPENMUTTER: «O doch.»

Jede Puppe ist ein handgefertigtes Einzelstück.

In einem Spielwarengeschäft würde diese Puppe korrekt kalkuliert 250 Franken kosten. Die Herstellerin offeriert sie jedoch für 100 Franken, wobei allein das Material 100 Franken kostet. Wir leiten die Offerte weiter, wenn auch mit schlechtem Gewissen, denn die Frau befindet sich in einer Notlage.
Wer interessiert sich für die Puppe? Bitte schreiben sie uns und machen Sie die dabei folgende Angaben:

☐ blondes Haar ☐ dunkles Haar

☐ langes Haar ☐ kurzes Haar

☐ Bub ☐ Mädchen

Die Puppe wird nämlich mit einem individuellen Puppenpass geliefert.

Adresse:
«Schweizer Frauenblatt»
Kennwort «Puppe»
Bahnhofstrasse 40
8703 Erlenbach

SCHWEIZER FRAUENBLATT: *«Wie machen Sie es denn?»*

PUPPENMUTTER: «Ich arbeite eben sehr lange.»

SCHWEIZER FRAUENBLATT: *«Wieviele Puppen können Sie pro Monat fertigstellen?»*

PUPPENMUTTER: «Zehn, wenn es sein muss auch zwanzig.»

SCHWEIZER FRAUENBLATT: *«Da Sie pro Puppe nur 50 Franken verdienen, ergibt dies ein Einkommen von 500 bis 1000 Franken pro Monat, das heisst, sie kommen noch nicht einmal auf das Existenzminimum. Zudem haben Sie keinerlei Sicherheit. Wenn die Bestellungen einmal ausbleiben, verdienen Sie gar nichts.»*

PUPPENMUTTER: «?????»

SCHWEIZR FRAUENBLATT: *«Wie organisieren Sie den Absatz?»*

PUPPENMUTTER: «Ich habe in Spielzeuggeschäften angefragt. Doch dort erklärte man mir, man müsste so hohe Kommissionen berechnen, dass die Puppen zu teuer würden. 250 Franken pro Stück – soviel bezahlt niemand.»

SCHWEIZER FRAUENBLATT: *«Wie verkaufen Sie die Puppen denn jetzt?»*

PUPPENMUTTER: «Ich hoffe auf einen Freundeskreis. Wenn nur einige Leute in ihrem Bekanntenkreis nach Interessenten suchen würden...»
Damit aber wären wir beim springenden Punkt: Da die Sache nach normalen kaufmännischen Prinzipien nicht funktionieren kann, sollen liebe Mitmenschen einspringen. Und wenn sie dies nicht tun, sind sie eben böse. Doch diese lieben Mitmenschen müssen mit ihrer eigenen Arbeitskraft kalkulieren und sehen sich daher oft gezwungen, Arbeiten zu verrichten, die längst nicht soviel Spass machen, wie das Herstellen von herzigen Puppen. Zudem ist es nicht jedermann gegeben, in seiner Freizeit Spielzeug zu verkaufen.
Zum Schluss noch eine letzte Überlegung: Wenn Frauen freiwillig zu Dumpinglöhnen arbeiten, so werten sie damit ihre Tätigkeit ab. Sie machen sich selber zu billigen Bastlerinnen, wo sie doch gerne ernsthafte Kunstgewerblerinnen wären. Und sie konkurrenzieren andere Frauen. Wir meinen daher, auch Frauen sollten es lernen, den Gesetzen unseres Wirtschaftssystems zu folgen und ihre Arbeit ordentlich zu kalkulieren.

Charlotte Peter

Anzeige

Reizarm veredelter Kaffee

«Cafe ONKO S» ist seit Jahren der Inbegriff für einen besonders aromatischen Kaffee, welcher zudem reizarm veredelt ist. Vor dem Rösten wird CAFE S mit einem patentierten Verfahren nachweislich von vielen Reizstoffen befreit. Das anregende Coffein, das volle Aroma und der köstliche Geschmack bleiben dabei voll erhalten. – Deshalb können auch Personen, welche auf gewisse Reizstoffe empfindlich sind, diesen Kaffee ohne Beschwerden geniessen. «Café ONKO S» ist sowohl als gemahlener Bohnenkaffee – geeignet für Espressomaschinen und Filterzubereitung – wie auch als gefriergetrockneter Schnellkaffee erhältlich. CAFE S ist und bleibt unübertrefflich. Probieren Sie ihn!

seit 1974

Wirtekurse

neben der Berufsarbeit für Frauen mit Erfahrung im Gastgewerbe. Erwachsenenbildung.

Gastgewerbeschule Luzern
Wesemlinstrasse 46, 6006 Luzern
Tel. (041) 36 36 85

Aus Zeitungen und Zeitschriften

Petition gegen Heraufsetzung des Rentenalters der Frauen

Mit einer Petition wollen sich Schweizer Frauen gegen die vom Bundesrat vorgeschlagene Heraufsetzung ihres Rentenalters auf 63 Jahre wehren. Mit ihrem «Frauen-Appell» wollen sich die Initiantinnen gegen eine «falsche Gleichberechtigung» im Rahmen der 10. AHV-Revision wehren, wie sie am Wochenende in Lausanne mitteilten. «Wir wehren uns gegen die Verwirklichung einer einseitigen ‹Gleichheit› auf dem Rücken der Frauen», heisst es in ihrem Text. Das Problem des Ausgleichs der Rentenalter zwischen Mann und Frau könne nicht losgelöst von der Verwirklichung einer echten Gleichstellung zwischen den Geschlechtern in der Gesellschaft gelöst werden, heisst es in der Petition weiter. Zu dem Erstunterzeichnerinnen des Appells gehören die Nationalrätinnen Amélia Christinat (sp., Genf) und Yvette Jaggi (sp., Waadt) sowie Ruth Dreifuss, Sekretärin des Schweizerischen Gewerkschaftsbunds (SGB).

(Aus der «NZZ»)

SV-Service Schweizer Verband Volksdienst – Wechsel im Vorsitz der Geschäftsleitung

Beim SV-Service Schweizer Verband Volksdienst trat Ende 1986 *Elisabeth Pavlović-Kohli,* Fürsprech, als Vorsitzende der Geschäftsleitung und Direktorin der Verwaltungsabteilung nach 21 Dienstjahren altershalber zurück. Seit 1. Januar 1987 hat neu *Rosmarie Huggenberger-Betschart,* bisher Direktorin der Abteilung Personalwesen, den Vorsitz der Geschäftsleitung übernommen. *(Aus «professionnelle»)*

Halbherziges Entgegenkommen bei Frauenpostulaten ...

Die bundesrätlichen Vorschläge kranken aber nicht nur an der Ausklammerung der finanziellen Probleme, sondern auch an ihrer Halbherzigkeit in bezug auf die Erfüllung der Frauenpostulate und auf das flexible Rentenalter. Es ist unrealistisch, von den Frauen Zustimmung zu einer Heraufsetzung ihres Rentenalters zu erwarten, wenn nicht gleichzeitig auch alle anderen Frauenpostulate voll verwirklicht werden. Der Bundesrat will aber bezüglich der Gleichstellung von Mann und Frau nur ganz kleine Schritte tun. Die Gleichstellung erfordert nun aber eine tiefgreifende Umgestaltung des Rentensystems (weg von der Ehepaar-Altersrente und Übergang zum selbständigen Rentenanspruch von Mann und Frau, Verzicht auf die Zusatzrenten für Ehefrauen und auf die Witwenrenten) und auch des Beitragssystems (Beitragspflicht auch der nichterwerbstätigen Ehefrauen) und eine sorgfältige Abklärung der finanziellen Auswirkungen dieser Änderungen. Sie bedingt ferner eingehende Abklärungen betreffend die administrative Handhabung der neuen Regelungen. Diesbezüglich werden insbesondere die unumgänglichen und lange dauernden Übergangsbestimmungen namhafte Erschwerungen mit sich bringen, ist es doch alles andere als einfach, während längerer Zeit zwei verschiedene Systeme nebeneinander anwenden zu müssen.

Die Gleichstellung der Geschlechter und der Zivilstände muss daher äusserst sorgfältig vorbereitet werden, ganz abgesehen davon, dass die Bevölkerung umfassend von der Richtigkeit und Unausweichlichkeit (imperative Gleichstellungsklausel in der Verfassung!) der neuen Regelungen überzeugt werden muss, bevor es zu der wohl unvermeidbaren Referendumsabstimmung kommt. *(Aus der «NZZ»)*

Die Genfer Stadträtin Monique Bauer-Lagier

Leidenschaftlich hat sie 14 Jahre lang auf dem glitschigen Polit-Parkett gekämpft. Jetzt verzichtet die liberale Genfer Ständerätin auf eine weitere Kandidatur im Oktober. Zermürbt und enttäuscht zieht sich Monique Bauer-Lagier zurück. Mangelnde Unterstützung ihrer eigenen Partei nennt die sensible Politikerin als Grund ihres Rücktritts. Menschliche, soziale und ethische Überlegungen bestimmten das Denken und Handeln der ehemaligen Lehrerin. Umweltschutz, Atomenergie, Frauenfragen, Konsumentenschutz, Rechtstellung der Ausländer und Entwicklungshilfe waren für die 64jährige lebenswichtige Fragen, für die Menschheit und für sich selbst. Monique Bauer-Lagier ist liberal im eigentlichen Sinne des Wortes, doch eben nicht immer parteikonform. «Unruhestifterin», «schwarzes Schaf», «eine Frau mit den Utopien einer Frau», so urteilen Andersdenkende. Nun hat das Gift aus der Küche der eigenen Partei diese mutige Frau geschafft. «Es war ein aufregendes, aber schwieriges Experiment. Ich hoffe, andere Frauen werden sich engagieren und neuen Wind in die Politik bringen.» *(Aus «Brückenbauer»)*

Der Besuch der alten Dame Jo Mihaly

Mit zwölf Jahren begann sie ihr erstes Buch zu schreiben, und sie schrieb vier Jahre daran: vom ersten Tag des Ersten Weltkriegs bis zu seinem Ende, 1918, das «Kriegstagebuch der Schülerin Piete Kuhr». Ihre Mutter hatte Sie dazu angeregt, «sie meint, im Alter würde es mir interessant sein».

Und das wurde es auch. 1969 stiess Jo Mihaly, die einstige Piete Kuhr, im Nachlass ihres Bruders auf die längst vergessenen vier Foliobände in blauer Pappe, und 1982 wurde das Buch erstmals gedruckt unter dem Titel «... da gibt's ein Wiedersehen!» Inzwischen liegt dieses einzigartige Dokument, das scharfe Beobachtungsgabe, Witz und erstaunlichen Verstand vereint, auch als dtv-Taschenbuch vor.

● Doch für das junge Mädchen aus Schneidemühl in Posen (heute Polen) stand damals das Schreiben noch nicht im Vordergrund: Tänzerin wollte sie werden – und wurde es auch. Jo Mihaly studierte Ballett und modernen Tanz in Berlin, trat als Zirkus-, Variété- und Bühnentänzerin auf und gestaltete eigene Programme mit sozialkritischen Pantomime-Tänzen. Für ihren «Soldatentanz» hatte Sie sich 1918 das Kostüm von den Schlachtfeldern Europas geholt: die Militärstiefel ihres Onkels, den Helm eines flandrischen Soldaten, die zerfetzte Uniform ihres Bruders.

«Du hast einen bedenklichen Zug nach unten», hatte die Mutter ihr einst geschrieben. Und es zog Jo Mihaly in den zwanziger Jahren auf die Landstrasse, zu den Vagabunden, den Heimatlosen, von denen es auf Deutschlands Strassen Millionen gab. Aus dieser Zeit stammen Gedichte wie «Wie lange dürfen wir uns noch freun», «Bekenntnis einer Landstreicherin», Bettelsong», die Jo Mihaly im Rahmen einer Lesung am vergangenen Montagabend im Quartierzentrum Kanzlei vortrug. Ihr Buch «Michel Arpad und sein Kind» handelt ebenfalls von diesen Landstreichern, die sich bettelnd durchs Leben schlugen. Auch der Ausschnitt aus dem 1935 entstandenen Ro-

man «Gesucht: Stepan Varescu», in dem das wahre Schicksal eines rumänischen Revolutionärs und einer Zigeunersippe verbunden sind, zeigt die tiefe Anteilnahme am Geschick heimatloser Menschen.

● 1927 heiratete Jo Mihaly den Schauspieler und Regisseur Leonard Steckel, lebte und arbeitete in der Roten Künstlerkolonie in Berlin. 1933 musste sie emigrieren; fortan wohnte sie, mit kurzen Unterbrüchen, in der Schweiz, nahm am Kulturleben aktiv Anteil, soweit es die Fremdenpolizei zuliess. Denn Emigrantenehepaare galten als «Doppelverdiener», wenn ein Partner Geld (und sei es noch so wenig) verdiente – in diesem Fall war es Leonard Steckel, der den damaligen Ruhm des Zürcher Schauspielhauses mitbegründete. Jo Mihaly arbeitete unter Pseudonym oder trat mit Ausnahmegenehmigung im Schauspielhaus oder an anderen Orten auf. Sie gründete zusammen mit Schicksalsgenossen die «Kulturgemeinschaft der Emigranten in der Schweiz» und leitete bis 1945 den Arbeiterchor «Der neue Chor». Viel, viel mehr gäbe es von dieser aussergewöhnlichen Frau noch zu erzählen, die körperlich zierlich und zart, geistig gross und stark, nie aufgegeben hat, sich nicht und andere nicht. Zu ihrem 85. Geburtstag am 25. April 1987 wird eine Biographie von Katharina Nolte über die Tänzerin/Dichterin/Emigrantin erscheinen: «Jo Mihaly – Eine unverbesserliche Optimistin». (Die genannten Bücher von Jo Mihaly sind in Neuauflagen wieder erhältlich.)

(Erica Printz im «Tages-Anzeiger»)

Die ideale Frau und die Ideale der Frauen

Der Frauenverband der Stadt Baicheng in der Provinz Jilin hat kürzlich 5000 Frauen und 5000 Männer aus verschiedenen Berufen nach ihren Vorstellungen über die ideale Frau und die Ideale der Frauen befragt. Die Untersuchung ergab, dass im Laufe der Reform und der Öffnungspolitik die Anforderungen der Frauen an sich selbst und die der Gesellschaft an die Frauen sich verändert haben.

Die Ideale der Frauen. Ihre Einstellung zur Arbeit: 48,4 Prozent der befragten Frauen, d.h. 2419 Frauen, sehen in ihrer Arbeit die Aufgabe, sich selbst zu verwirklichen. Sie meinen, dass die Frauen gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft sind und als solche auch der Gesellschaft gegenüber Verantwortung und Verpflichtungen übernehmen müssen.

42 Prozent der Befragten, 2100 Frauen, geben sich damit zufrieden, ihre Arbeit gut zu verrichten, d.h. die Arbeitsdisziplin einzuhalten und ihre Aufgaben zu erfüllen und weder mehr noch weniger zu arbeiten, als sein muss. Sie begnügen sich damit, Durchschnitt zu sein, und zeigen weder die Initiative noch das Verantwortungsbewusstsein eines «Herrn» der Gesellschaft. Die meisten von ihnen sind alte oder im mittleren Alter stehende, von der Hausarbeit überlastete Frauen.

141 Frauen, 2,8 Prozent der Befragten, nehmen gegenüber ihrer Berufsarbeit eine passive Haltung ein. Sie sehen in ihrer Arbeit weder ein positives Ziel noch zeigen sie besonderen Leistungswillen. Ihr Interesse ist allein darauf gerichtet, eine glückliche Familie, einen liebevollen Ehemann und ein fröhliches Kind zu haben. Die meisten dieser Frauen haben kurz nach der Heirat ein Kind geboren und leiden unter der Doppelbelastung von Kindererziehung und Berufsarbeit. Mit der Zeit werden sie immer rückschrittlicher.

Einstellung zum Familienleben: 22 Prozent, 1105 Frauen, streben danach, eine ideale Ehefrau und Mutter vom neuen Typ der neuen Zeit zu sein. Sie vertreten die Meinung, eine vollkommene Frau müsse sich für Beruf und Familie gleichermassen einsetzen.

5,7 Prozent von ihnen sind der Ansicht, eine ideale Frau müsse eine tugendhafte Ehefrau und gute Mutter vom alten Typ sein. Sie glauben, Sanftheit, Duldsamkeit und Fürsorglichkeit seien die typischen Eigenschaften der Frau, und es sei ihre natürliche Pflicht, Ehemann und Kind gut zu versorgen und ihre eigenen Interessen zurückzustellen.

1414 Frauen, 28,3 Prozent, vertreten das Recht, ihr Leben selbständig zu gestalten, sie wollen nicht auf ihren Mann angewiesen sein und fordern die Anerkennung ihrer Menschenwürde auch in der Familie.

45 Prozent der befragten Frauen fordern dringend die Teilung der Hausarbeit zwischen Mann und Frau, um die Gleichberechtigung in der Familie zu realisieren. Viele Frauen wandten sich bei der Befragung direkt an die Männer: «Die Männer sollten ihr Leben selbständig führen können! Löst Euch aus Eurer Abhängigkeit von uns Frauen und führt den Haushalt mit uns zusammen.»

Das Frauenideal der Männer: 83 Prozent der 5000 befragten Männer wünschen sich eine gebildete Ehefrau, 92 Prozent eine unternehmungslustige und 96 Prozent eine Ehefrau, die in erster Linie eine tugendhafte Ehefrau und Mutter ist.

Viele Männer erwarten von ihrer Frau, dass sie sowohl eine gute Partnerin in der Ehe als auch bei der Arbeit ist. Sie erhoffen sich von ihren Ehefrauen Unterstützung.

Einige Männer vertreten die Ansicht, es sei selbstverständlich, dass die Frauen den Haushalt führen, Ehemann und Kind versorgen und die Alten pflegen. Sie beurteilen die heutigen berufstätigen Frauen mit den alten, überholten Kriterien.

Die Ergebnisse der Befragung zeigen, dass im Kampf um die Gleichberechtigung der Geschlechter und die Emanzipation der Frauen das Verständnis und die Unterstützung der Gesellschaft und insbesondere der Männer notwendig sind. Natürlich spielen die eigenen Bemühungen der Frauen eine wichtige Rolle. *(Aus «Beijing Rundschau»)*

Charlotte Peter mit einem Topsiakind in Kalkutta.

TOPSIA

25 Slum-Frauen lassen danken

In unserer Januar-Nummer baten wir um Hilfe für Slum-Frauen in Kalkutta. Für die relativ bescheidene Summe von 265 Franken können solche Frauen in einem Handwerk geschult, ernährt und ausgestattet werden, so dass sie sich hernach samt ihren Kindern selber ernähren können.

Der Hilferuf wurde erhört: Schon sind mehr als 6000 Franken auf

Konto Nr. 25543302D, Schweizer Frauenblatt, Stichwort «Topsia»

eingegangen. Schon haben in Kalkutta 25 Mütter mit mehr als 50 Kindern eine neue Chance erhalten. Die Redaktion dankt im Namen all dieser Frauen sehr herzlich. Wir werden weiter berichten.

Charlotte Peter

Wenn wir einmal pensioniert sind, ziehen wir in das Tessin, wo das Klima milder und die Bevölkerung fröhlicher ist. Es werden ewige Ferien sein ... Das Rezept scheint perfekt und wurde schon von sehr vielen Deutschschweizern ausprobiert, doch es gab auch bereits manche Enttäuschungen.

Nach der Pensionierung ewige Ferien?

Das Ehepaar Schmiedhauser verbrachte während fast zwanzig Jahren seine Ferien vorzugsweise im Tessin, war begeistert vom dortigen Leben und kaufte schliesslich in einer neuen Wohnsiedlung, zehn Kilometer von Locarno entfernt, eine hübsche praktische Zweizimmerwohnung. «Nach der Pensionierung ziehen wir in den Süden», wurde beschlossen. «Wir sparen dann die teure Miete in Zürich, können uns mehr leisten.»
Im Frühling 1984 war es soweit. Der umfangreiche Haushalt in der Deutschschweiz wurde aufgelöst, wobei sich die erste kleine Schwierigkeit ergab. Frau Schmiedhauser wollte unbedingt einige ihrer Lieblingsmöbel mit nach Locarno nehmen, ihr Mann bewies ihr jedoch, dass dafür in der engen Wohnung kein Platz sein würde. Man einigte sich auf einen Kompromiss: wenigstens eine Kommode und ein Schaukelstuhl wurden verladen. Der Einzug ins ewige Ferienparadies war somit von Anfang an leicht überschattet, und bald folgten mehr Wolken.

Der Igel-Effekt

In der räumlichen Beschränktheit der Zweizimmerwohnung begann das zu spielen, was Psychologen als «Igel-Effekt» bezeichnen. «Wenn Igel zu weit voneinander entfernt hausen, frieren sie, wenn sie zu eng zusammenrücken, verletzen sie sich mit ihren Stacheln», lautet die Theorie, oder auf die Menschen übertragen: «Man braucht wohl die Nähe eines Partners, doch es soll stets soviel Freiraum bleiben, dass man sich nicht aneinander reibt.»
Im Falle der Schmiedhausers war der Freiraum zu klein. Die Frau konnte nicht mehr schalten und walten, wie sie es sich von früher her gewohnt war, der Mann hatte das unbehagliche Gefühl, dauernd im Wege zu sein.
Zudem fehlte der Kontakt mit den Nachbarn. Die Wohnungen in den modernen Blocks dienten fast ohne Ausnahme als Zweitdomizile, wurden also nur während weniger Wochen im Jahr benützt. Ansonsten gähnte die Leere. «Es ist manchmal geradezu umheimlich», fand Frau Schiedhauser, «beinahe eine Geisterstadt.»
Dann kam der November. Der Himmel über der Sonnenstube verdüsterte sich, der fröhliche Strassenbetrieb erlahmte, ein Grossteil der hübschen Touristenlokale liess die eisernen Rollläden runter. So hatten die Schmiedhausers das Tessin noch nie erlebt. Langsam begannen sie den Umzug zu bereuen, wobei sie sich gegenseitig die Schuld zuschoben. «Du hast doch zuerst die Idee gehabt ...» «Aber du wolltest unbedingt die Wohnung kaufen ...»

Engadin als Scheidungsgrund?

Es muss nicht unbedingt das Tessin sein. Auch andere ideale Ferienziele können zur Enttäuschung werden, wenn man sie zum Daueraufenthalt macht. Im Engadin hat man sogar festgestellt, dass die Scheidungsquote bei den älteren Neuzuzügern besonders hoch sei. Kein Wunder! Die Schmiedhausers waren in bezug auf die Übersiedlung in den Süden zumindest anfänglich einig, oft dagegen kommt die Initiative zum Neubeginn in der vermeintlich schöneren Ferienwelt nur von einem Partner – meist vom Mann. Er ist ein passionierter Wanderer, er möchte zurück an seinen Geburtsort oder er hat – wie Herr Rohrer – irgendwo im Glarnerland einen prächtigen Forellenbach entdeckt, dem nun seine ganze Leidenschaft gilt. So drängte Rohrer seine Frau mit allen Mitteln zum Umzug, sprach von der schönen Natur und von den hilfreichen Nachbarn, brachte die eigene Gesundheit ins Spiel und drohte schliesslich gar, in der Stadt würden die Finanzen nach der Pensionierung nicht mehr ausreichen.
Was blieb der Frau anderes übrig? Sie willigte halbherzig ein, so dass die Konflikte vorprogrammiert waren. Am neuen Wohnort sah sie mit Messerschärfe sämtliche Nachteile: Geringere Auswahl an Lebensmitteln! Mehr Regen als im Unterland! Altmodisches Badezimmer! Störende Kuhglocken! Grässliche Dorfbeiz! Zu wenig Unterhaltung und Kultur!
Begreiflich, dass bei einer solch negativen Einstellung auch der Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung nicht gut klappen konnte. Frau Rohrer galt bald als sauertöpfische und hochnäsige Städterin und wurde allenthalben geschnitten. Ja, es kam sogar vor, dass man ihr im Lebensmittelladen die Äpfel teurer verrechnete als den ortsansässigen Stammkunden.
Und an allem Ärger war der Mann schuld. Wenn es trotzdem nicht zu einer Scheidung kam, so allein aus finanzieller Not. Zu einem einigermassen behaglichen Leben in der Stadt hätten Frau Rohrers Mittel niemals ausgereicht.

Für die Witwe kein Platz im Altersheim

Auf ein weiteres Problem der Umsiedler im Rentenalter weist die Zürcher Stadträtin Dr. Emilie Lieberherr hin. «Wer nicht mehr in der Stadt wohnt, verliert seinen Anspruch auf einen Platz in einem der preisgünstigen städtischen Altersheime», sagt sie. «Dies trifft besonders häufig Witwen, die mit ihrem Mann nach dessen Pensionierung aufs Land gezogen sind.»
Frau Villinger ist ein solcher Fall. Sie übersiedelte mit ihrem Mann vor fünf Jahren in die Toscana, wo sie jedoch nie richtig heimisch wurde. Schon allein die Sprache bereitete ihr Mühe und auch bei den Reben, die ihr Partner mit Hingabe pflegte, konnte sie keinen Trost finden. Sie besuchte so oft wie möglich ihre in Basel und Olten verheirateten Töchter und bekämpfte ihr Heimweh ansonsten mit der Lektüre von deutschsprachigen Zeitschriften. Als ihr Mann starb, stand für sie deshalb sogleich fest: Rückkehr in die Schweiz, und das möglichst schnell. Allein in einem abgelegenen Bauernhaus leben, kam für sie ohnehin nicht in Frage. Doch auch eine eigene Wohnung mochte sich die angehende Siebzigerin nicht mehr einrichten. Also ein Altersheim. Die Enttäuschung liess nicht lange auf sich warten: private Altersheime verrechnen – inklusive Vollpension und Besorgung der Wäsche – 4000 bis 5000 Franken pro Monat, manchmal noch mehr. Für Frau Villinger ein viel zu hoher Betrag, denn ihre AHV plus Minirente reicht nur gerade für ein städtisches Altersheim zu 1020 bis 2000 Franken pro Monat. Doch dort hat sie vorläufig keinerlei Chancen, zumindest muss sie erst wieder eine Weile lang in Zürich wohnen.
Fazit: Wer die «ewigen Ferien wählt, sollte es sich vorher genau überlegen.

Charlotte Peter

Zugegeben, die Unternehmungen der Kunstpädagogin Lisette Lardelli-Grau erwecken nicht nur Zustimmung. Einige Leute finden, es gehe in ihrem Malkindergarten «Wundertüte» allzu locker zu, oder genauer, es werde dort zuviel «geschmiert». Andere ärgern sich darüber, dass diese «Schmierereien» in Zürich nun gar in einer eigenen Kinder-Kunst-Galerie ausgestellt werden.

Liesette Lardelli-Grau und ihre Kinder-Kunst

Doch Lisette Lardelli hat auch viele Freunde. So übernahm die Zürcher Stadträtin Emilie Lieberherr mit Freuden die Patenschaft über die Kinder-Kunst-Galerie «Off Limits» und schreibt dazu: «Die Spontaneität, die kleinere Kinder noch allem entgegenbringen – sei dies begeistert oder ablehnend – zeigt sich in jeder einzelnen Ausstellung. Ich bin überzeugt davon, dass mancher kindliche Ausspruch, manche kindliche Kunstbetrachtung, Erwachsene in Erstaunen versetzt und vielleicht selbst den arrivierten Künstler als Partner dazu bringt, seine eigenen Werke mit neuen Augen zu sehen.» Und weiter: «Das Spielerische an diesem Unternehmen gefällt mir besonders gut. Es würde nämlich uns Erwachsenen nichts schaden, manchmal mit leichterer Hand und trotzdem so intensiv, wie das Kind das tut, zu arbeiten...» Lisette Lardelli ist bei der Gründung ihrer «Wundertüte» von den gleichen Voraussetzungen ausgegangen. Sie wollte die freie Entfaltung im Spiel fördern und nichts anderes. Gewisse therapeutische Effekte ergaben sich deshalb nur zufällig. So erkennt man auf den Bildern auch ohne psychologische Schulung, ob ein Kind Probleme hat oder nicht. Der Bub, der mitten in sein Gemälde eine schöne aufrechtstehende Indianerfeder hineinpflanzt, leidet bestimmt nicht an Minderwertigkeitsgefühlen. Ebenso deutet die duftige Collage eines Mädchens, bestehend aus pastellfarbenen Wolken und flaumigen Federn, auf innere Harmonie hin. Ganz anders das Werk eines verhaltensgestörten Kindes: Hier werden einige hilflose Striche in der Bildmitte von schweren Kordeln eingerahmt, um nicht zu sagen eingeengt.

Begonnen hat alles mit sehr viel Begeisterung, aber beinahe ohne Geld, denn Lisette Lardelli gehört nicht zu jenen Frauen, die sich noble Damen-Hobbies leisten können. Sie hatte für zwei Kinder zu sorgen und war deshalb auf einigermassen regelmässige Einkünfte angewiesen. So war sie froh, in der Villa Egli im Zürcher Seefeld zu relativ günstigen Bedingungen geeignete Räumlichkeiten zu finden. Von Komfort allerdings keine Spur. Die engagierte Kindergartentante muss selber heizen und schafft mit ihrem einzigen kleinen Ofen an kalten Wintertagen oft kaum 15 Grad. Zudem weiss sie seit Jahren nicht mit Sicherheit, wie lange sie bleiben kann. Die Stadt Zürich, der die Villa Egli gehört, hat nämlich diverse Umbaupläne in der Schublade. Selbst über ein Modelleisenbahn-Museum wird gesprochen, dem dann nicht nur Lisettes «Wundertüte», sondern auch die Ballettschule der Herta Bamert sowie die Behausungen manch junger Musiker und Maler zu weichen hätten. Trotzdem ist Frau Lardelli guter Dinge, denn mit der Eröffnung der Kinder-Kunst-Galerie ist ihr ein neuer Sprung nach vorn gelungen.

Bleibt die Frage, ob man mit Kinder-Kunst Geschäfte machen dürfe.

Lisette Lardelli findet: nein. Zwar verkauft sie die Bilder ihrer Schützlinge zum Preis von fünfzig bis zweihundertfünfzig Franken, doch lässt sie den Erlös einem Hilfswerk zukommen. Dieses wird von Ärzten betreut und hat es sich zur Aufgabe gestellt, todkranken Kindern letzte Wünsche zu erfüllen, vielleicht einen Flug über die Alpen, vielleicht den Besuch einer Zirkusvorstellung.

«Die Kinder-Kunst-Galerie bedeutet für mich die Erfüllung eines Traumes», sagt Lisette Lardelli und beweist damit, dass auch Träume in Erfüllung gehen können. Es gehört dazu oft nur ein ausreichendes Quantum an Mut.

Charlotte Peter

Foto: Renée Chabot

Liesette Lardelli-Grau wollte sich absolut nur im Kreis ihrer jungen Künstler fotografieren lassen.

Der Name Virginia Woolf ist auch im deutschen Sprachbereich allgemein bekannt. Und dies wohl vor allem aufgrund eines Irrtums: Das Erfolgsstück «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?» von Edward Albee (verfilmt mit Elizabeth Taylor und Richard Burton) war über Jahre hinweg in aller Leute Mund, doch es hat bekanntlich überhaupt nichts mit der englischen Autorin zu tun; der Titel basiert einzig und allein auf einem literarischen Kalauer.

Virginia Woolf, das Leben einer Schriftstellerin

Wer aber war Virginia Woolf wirklich? Sie gilt als Schöpferin des neuen englischen Romans und als eine der inspirierendsten Frauengestalten in der Zeit zwischen der Jahrhundertwende und dem Zweiten Weltkrieg. In den Werken von James Joyce und Marcel Proust fand sie gleichzeitig Anregung und Bestätigung. Sie schrieb Kritiken für «The Times literary Supplement» und verfasste geistvolle Essays.
Ganz besondere Berühmtheit erlangte sie durch die legendäre Bloomsbury-Group, jenen exklusiven und exzentrischen Kreis von hochbegabten jungen Künstlern und Intellektuellen, dessen innerer Kern von Virginia und ihrer Schwester Vanessa gebildet wurde.
Virginia Woolf wurde im Jahre 1882 in London geboren und wählte 1941 in Sussex den Freitod. Dazwischen liegt ein Leben, das in allen seinen Phasen einem Roman gleichkommt und auch als wesentlicher Inspirationsquell für das Werk der Dichterin diente.

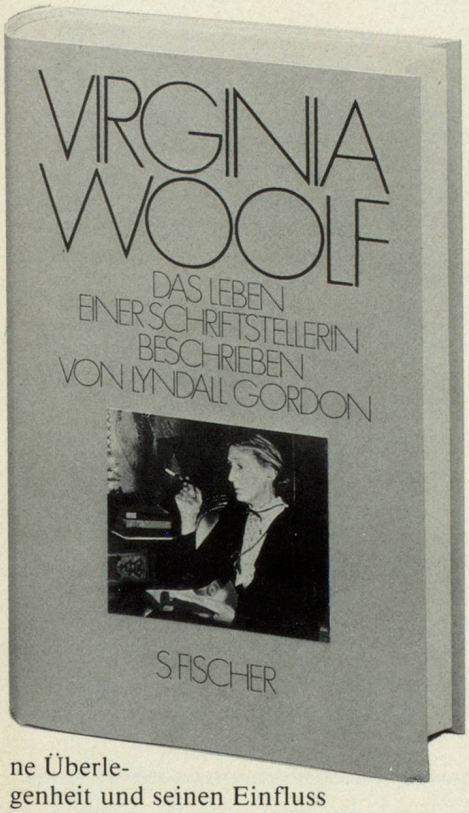
Die Herkunft – ein Schlüssel zum Verständnis

Die Eltern, Leslie Stephen und Julia Jackson, verwitwete Duckworth, mögen als typisch viktorianisches Ehepaar eingestuft werden. Doch waren beide so profilierte Persönlichkeiten, dass ihnen nicht mit einem Klischee beizukommen ist. Leslie Stephen galt und gilt als hochgebildeter Literat und biographischer Schriftsteller und er verkehrte mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Die Absicht seiner Tochter Virginia, Schriftstellerin zu werden, stiess bei ihm nie auf Widerstand. Julia Jackson heiratete mit 21 Jahren den nicht sehr lebenstüchtigen Rechtsanwalt Herbert Duckworth, der drei Jahre nach der Eheschliessung verstarb. Zu dieser Zeit waren ihre Kinder George und Stella bereits geboren, während Gerald erst nach dem Tode des Vaters zur Welt kam. Acht Jahre später heiratete Julia den verwitweten Leslie Stephen, der eine geistig behinderte Tochter mit in diese Ehe brachte. Gemeinsam hatte das Ehepaar noch vier Kinder: Vanessa (1879), Thoby (1880), Virginia (1882) und Adrian (1883).
Julia Stephen war eine leidenschaftliche Krankenpflegerin und hatte es sich zur Bedingung gemacht, auch nach ihrer zweiten Eheschliessung ihr karitatives Wirken fortführen zu können. Leslie Stephen, obwohl im allgemeinen ein ausgeprägter Patriarch und Egoist, hat sich stets an dieses Versprechen gehalten. Es scheint nun aber, dass die sensible Julia ihre Kräfte überbeansprucht hat: Im Jahre 1895 ereilte sie ein früher Tod. Zurück blieben acht zum Teil erst halb erwachsene Kinder und ein Witwer, der sich seines geistigen und seelischen Fundamentes beraubt sah. Als guter Geist wirkte in der Folge die damals 26jährige Tochter Stella Duckworth; sie versah in der Familie Mutterrolle. Als sie sich verheiratete, blieb das junge Paar in der Familie Stephen integriert. Doch Stella starb schon drei Monate nach der Eheschliessung.
Diese häufigen Todesfälle mit ausgesprochen tragischem Charakter gingen natürlich nicht spurlos an der übersensiblen und körperlich zarten Virginia vorüber. Der Vater zog sich in einen rücksichtslosen, ununterbrochen Mitleid und Zuwendung fordernden Kummer zurück und gefiel sich darin, mit seinem Selbstmitleid seine Kinder zu tyrannisieren.
«Leslie Stephens Missachtung erreichte ihren Höhepunkt unmittelbar nach Julias Tod, als, was Virginia als einen ‹orientalischen› Kummer beschrieb, ihn blind machte vor dem Recht seiner Kinder auf eigene Gefühle und endgültig von ihrem Wohlwollen ausschloss. Ein Teil der Vitalität, die er in der Jugend fürs Bergsteigen gebrauchte, war ihm zwar erhalten geblieben, doch wurde sie nun in endlosen Klagen ausgestossen. Seine Tochter sah in ihm viel von einem ‹hebräischen Propheten›, der die Welt mit furchtbaren Ausbrüchen seines Jammers erfüllte. Virginia, dreizehn Jahre alt, streckte diesem Mann ihre Arme aus, als er stammelnd von Julias Sterbebett kam, doch er stürzte ungeduldig vorbei. Diese Szene, die sich ihrem Gedächtnis zeit ihres Lebens eingeprägt hatte, versinnbildlicht die emotionale Sackgasse, die in ihren Umgangsweisen von 1895 bis zum Tod von Leslie Stephen 1904 fortbestehen sollte.»

Zwanzig dunkle Jahre

«Die dunklen Jahre in Virginias Leben von 1895 bis 1915 haben mit dem Tod der Mutter begonnen. Der Tiefpunkt trat in den letzten Monaten des Jahres 1897 mit dem Verlust ihrer Schwester Stella ein. Es war für sie als Fünfzehnjährige so viel gegen sie: der Tod ihrer beiden Beschützer; der emotionale Rückzug des Vaters; und darüber hinaus die nun einsetzende geistige Krankheit, die stets die Oberhand zu gewinnen drohte, und die in diesen ersten, höchst verletzlichen zwanzig Jahren oft genug in Form von Anfällen mit unterschiedlicher Heftigkeit ausbrach, von denen der letzte mit der Veröffentlichung ihres ersten Romans 1915 zusammenfiel.»
Doch es waren nicht nur die Todesfälle, welche Virginia geistig und seelisch belasteten und immer wiederkehrende Depressionen, ja schizophrene Schübe zur Folge hatten. Es waren auch frühe negative sexuelle, ja inzestuöse Erfahrungen mit ihrem Halbbruder George, die sich als schwere Belastung für eine harmonische Entwicklung erweisen sollten. Gemäss dem viktorianischen Ehrenkodex musste Virginia diese Erlebnisse selbst vor ihren Nächsten geheimhalten, um nicht selbst ins Zwielicht zu geraten. Und doch sind in ihren Schriften entsprechende Spuren zu finden:
«Ich war schon fast eingeschlafen. Das Zimmer war dunkel, das Haus still. Dann öffnete sich leise knarrend die Tür, und jemand kam hereingeschlichen. ‹Wer ist da›, schrie ich. ‹Hab keine Angst›, wisperte George. ‹Und mach kein Licht – oh, Geliebtes, Geliebtes –› und warf sich auf mein Bett und nahm mich in die Arme.»
Dazu meint die Biografin Lyndall Gordon:
«Man weiss nicht, was wirklich ge-

schah. Nach Julias und Stellas Tod und Leslie Stephens Introvertiertheit mag das – noch so unbeherrschte und unvernünftige – Angebot eines Erwachsenen von persönlicher Wärme für ein Mädchen wie Virginia unwiderstehlich gewesen sein. George galt als gutaussehend, und seine sinnlichen Lippen im Verein mit seinen beachtlichen Umgangsformen machten ihn zum Liebling der Damen in der Gesellschaft. Jedenfalls war ihm durch sei-



ne Überlegenheit und seinen Einfluss als Kopf der Familie, durch sein Alter (er war sechzehn Jahre älter als seine Schwester) und durch ihre finanzielle Abhängigkeit reichlich Rückhalt für seine Avancen gegeben. ...
Seine Scheinheiligkeit war die Ursache für einige Konflikte in Virginias Leben. Sie kam allmählich zu der Befürchtung, dass sexuelle Liebe immer etwas mit Schande zu tun haben müsse.»
Eine eigentliche Befreiung, wenn auch nicht das Ende der «dunkeln Jahre», bedeutete die Übersiedlung der vier Geschwister Vanessa, Virginia, Thoby und Adrian nach dem Tod des Vaters in den Londoner Stadtteil Bloomsbury, Gordon Square 46. Hier entstand ein literarisches, ja allgemein künstlerisches und intellektuelles Zentrum, dessen innerer Kern von den Schwestern Vanessa und Virginia gebildet wurde. Es formte sich nach und nach die «Bloomsbury-Group», die eigentliche literaturgeschichtliche Berühmtheit erlangt hat. Vanessa, die als Malerin wirkte, war die unproblematischere, aber auch exzentrischere der beiden jungen Frauen, während Virginia zweifellos die stärkere geistige Ausstrahlung besass.
«Die beiden Schwestern waren vorerst keine Bohemiens, sie kamen jedoch ins Gerede, weil sie sich nicht mehr zum Abendessen umkleideten und kein konventionell gastliches Haus führten. Ihnen gefiel, was Virginia das «innig-geistreiche Gespräch» nannte, sich mit Thobys Freunden bis zwei oder drei Uhr morgens, gestärkt durch Whisky, Rosinenbrötchen und Kakao in ihrem riesigen Wohnzimmer im Erdgeschoss mit Gurth, dem Schäferhund, als einzigem Chaperon, zu unterhalten. Es war nicht der Intellekt von Thobys Freunden, der die Schwestern so sehr begeisterte; es war die Redefreiheit, die auf den Treppen des Trinity College keineswegs ungewöhnlich gewesen wäre, die diesen Frauen in der Gegenwart junger Männer jedoch völlig fremd war.»

Heirat mit Leonhard Woolf

Wer war Leonhard Woolf, dessen Name, ohne die Ehe mit Virginia, heute wohl längst in Vergessenheit geraten wäre? Als ehemaliger Kolonialbeamter kehrte er 1911 von Ceylon kommend definitiv nach England zurück, wo er die zuvor lose Verbindung mit Virginia und deren Bruder Thoby intensiv aufnahm und seinerseits zu einem wichtigen Glied der Bloombury-Group wurde. 1912 heiratete das Paar, und Virginia hat zweifellos eine gute Wahl getroffen, wenn die Ehe anfangs auch mit gewissen Problemen belastet gewesen zu sein scheint.
«Nach der Rückkehr aus den Flitterwochen gingen sie recht feierlich zu Vanessa, um sich Rat über Orgasmusschwierigkeiten einzuholen. Vanessa amüsierte sich köstlich über das unerwartete Vertrauen. Sie prahlte mit eigenen Eroberungen und setzte Virginia als unheilbar frigide herab. ... Virginia hatte sich schon sehr früh, etwa zur Zeit, da ihre Schwester heiratete, als sexuelle Versagerin gesehen und diese Selbsteinschätzung im Verlauf ihrer Ehe gegenüber ihrem Mann und diversen Freunden wiederholt erwähnt.»
«Während der dreissiger Jahre begannen sie (Virginia und Leonhard) einander zu gestehen, dass sie, obwohl sie sich für die persönliche Freiheit entschieden hatten, nun doch untrennbar waren. Im Oktober 1937, als Virginia mit dem Gedanken spielte, allein nach Paris zu gehen, sagte ihr Leonhard, ihm wäre es lieber, wenn sie bliebe. «Da überkam mich ein grosses Glück», schrieb sie in ihr Tagebuch. «Da liefen wir eng umschlungen um den Block – kann es nach 25 Jahren nicht ertragen, allein zu sein. Da wanderte ich um den See im Regents Park. Da erkennt man, dass es unglaublich schön ist, begehrt zu werden: als Frau. Eine vollkommene Ehe.»

Zweiter Weltkrieg und Freitod

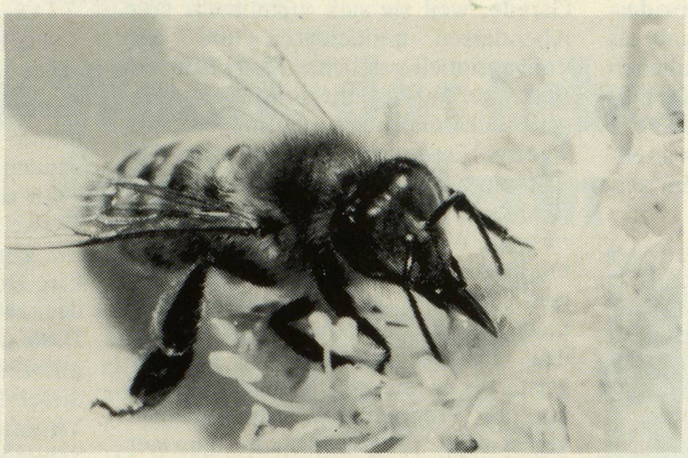
Doch konnte weder die Kraft ihrer ehelichen Beziehung – die allerdings immer wieder von Virginias intensiven Frauenfreundschaften begleitet war – noch das literarische Ansehen, ja der unzweifelhafte Erfolg als Schriftstellerin, ein erneutes Auftreten einer starken Depression nach dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges verhindern. Dass die weltpolitische Situation der überzeugten und auch publizistisch in dieser Richtung engagierten Pazifistin Virginia Woolf schweren seelischen Schaden zufügte und eine unerträgliche Belastung bedeutete, steht ausser Zweifel. Doch lässt sich ihr Selbstmord damit allein noch nicht erklären. Eine Todessehnsucht durchzog ihr ganzes Leben; für sie waren die früh verstorbenen Familienmitglieder stets eine Realität geblieben, sie lebte vielfach mit den «Gespenstern». Zu ihnen und wohl ganz besonders zur allzufrüh verstorbenen Mutter, mag sie zurückgekehrt sein, als sie sich am 28. März 1941 in die Fluten des River Ouse bei Lewis in Sussex stürzte.
Doch die feinfühlende Virginia war bestrebt, Leonhard zu trösten und seiner Güte ein Denkmal zu setzen. Auf ihrem Schreibblock standen die Worte «Nie waren zwei Menschen so glücklich wie wir». Leonhard setzte ihre Asche am Rande des Gartens von Monks House am Fusse einer grossen Ulme bei, deren Äste in die einer anderen grossen Ulme verschlungen waren. Sie hatten diese beiden Bäume «Leonhard» und «Virginia» genannt.

Annemarie Stüssi

Die Zitate stammen aus dem im April 1987 erscheinenden Werk
Lyndall Gordon, Virginia Woolf. Das Leben einer Schriftstellerin
S. Fischer Verlag, Frankfurt, ca. Fr. 45.–
Wichtige Informationen entnahmen wir auch dem 1981 erschienen Werk
Virginia Woolf, Augenblicke. Skizzierte Erinnerungen.
Mit einem Essay von Hilde Spiel, Fr. 34.–
DVA, Stuttgart

Wäre ich eine Königin und müsste Tag für Tag bis ins hohe Alter grosse Leistungen vollbringen, würde ich nach einem Stärkungs- und Heilmittel suchen, welches mir auf lange Zeit vitale Kraft verleihen würde.
Es gibt viele Prinzessinnen und Königinnen auf dieser Welt. Die einen frönen einem bequemen und lebenslustigen Dasein, die anderen sind mit Aufgaben der Repräsentation und des Händeschüttelns beschäftigt.
Doch die am meisten beschäftigten und arbeitsreichsten Königinnen habe ich im Bienenstock beobachtet. Innerhalb kürzester Zeit und unter kräftiger Fütterung durch die Arbeitsbienen legt die Königin in speziell vorbereitete und geputzte Zellen Ei um Ei, zwischen 1000 und 3000 täglich, und sichert sich damit ein ständiges Heer von ca. 10000 Untertanen. Es besteht keinerlei Zweifel, dass die Königin nicht von sich aus zu solchen Rekordleistungen imstande ist, hätte sie nicht ein Mittel zur Hand, welches ihr königliche Kräfte verleihen würde.
Seit vielen Jahren haben Wissenschaftler im Bienenstaat nach diesem Kräftigungsmittel geforscht, welches den tierischen Organismus mit königlicher Vitalität ausstattet. Es heisst Gelee Royale (Königinnensaft) oder Weiselfuttersaft, den die Arbeitsbienen zur Fütterung ihrer Königin aus der Futtersaftdrüse ausscheiden. Dieses majestätische Elixier wird allein der Königin vorbehalten, während die Diät der Biene selbst aus Pollen und Honig besteht.
Aufgrund dieser Beobachtung haben die Menschen schon in frühester Zeit versucht, den Königinnenfuttersaft für ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden einzusetzen. Seit Tausenden von Jahren ist ja der Bienenstaat ein Freund des Menschen. Schon im alten Rom, in Griechenland, in Ägypten und Assur verwendeten Ärzte Bienenprodukte zum Heil ihrer Kranken.
Diese Kunst, untermauert durch neue wissenschaftliche Erkenntnisse, ist auch heute noch gegenwärtig. Wie eh und je bedienen sich auch im zwanzigsten Jahrhundert Ärzte und Naturheilkundige der heilenden Kraft aus dem lebendigen «Laboratorium Bienenstock». Was viele Ärzte aus vergangener Zeit über die Heilkraft der Bienenprodukte bewiesen haben, hat in jüngster Zeit der

Königliche Heilkraft bei Wechseljahrbeschwerden



Frauenarzt Dr. med. Werner Salomon aus Hamburg anhand eines Patiententests mit Gelee Royale und fermentierten Blütenpollen untermauert.

Erstaunliche Wirkungen von Gelee Royale und Bienenbrot bei Wechseljahrbeschwerden

Im Patiententest von Dr. med. W. Salomon wurde insbesondere die Wirkung von Königinnenfuttersaft (Gelee Royale) in Kombination mit fermentierten Blütenpollen bei Wechseljahrbeschwerden der Frauen geprüft. Die Wechseljahre der Frau werden als Klimakterium bezeichnet, wobei zwischen dem 40. und 50. Lebensjahr die Menopause eintritt, d.h., es erlischt langsam die Ausschüttung der Eierstockhormone (Östrogene). Die Menstruationsblutung wird allmählich unregelmässig und bleibt nach einer gewissen Zeit völlig aus. Die klimakterischen Ausfallserscheinungen sind sehr unterschiedlich. Bei einer Frau können sie völlig fehlen, bei einer anderen sind sie geringfügig oder stark.
Oft findet es der Arzt notwendig, beim Beschwerdekomplex des Klimakteriums den Menstruationszyklus der Gebärmutter mit Hilfe von Östrogenen zu verlängern, was aber nicht ganz ohne Risiko ist. Doch dieser Zustand befriedigt nicht, weil durch die substituelle Therapie die Natur der Frau mit künstlichen Hormonen betrogen wird. Infolge dieser therapeutischen Unbefriedigtheit suchte man nach Alternativen, die zu Gelee Royale führten. Seit 1958 gibt es zahlreiche Feldstudien und Doppelblindtests zur Behandlung des klimakterischen Syndroms mit Gelee Royale, einem Melbrosin-Produkt aus dem Haus Apisana, St. Gallen. Insbesondere prüfte Frauenarzt Dr. W. Salomon die Melbrosia-FPG-Kautabletten. Eindeutig konnte festgestellt werden, dass bei allen Probandinnen sich das Allgemeinbefinden erheblich besserte. Haut und Bindegewebe nahmen einen festeren Turgor an, das Körpergewicht wurde teilweise reduziert, die Lebenseinstellung wurde insgesamt positiver, und damit machten alle Frauen einen jüngeren Eindruck, als ihrem Alter entsprach.
Das Probandinnen-Kollektiv bestand aus 42 Frauen, von 40 Lebensjahren aufwärts, Berufstätige und Nicht-Berufstätige. Alle Frauen erhielten nach einer gründlichen gynäkologischen Untersuchung das Präparat Melbrosia-FPG-Kautabletten, zusammengesetzt aus 380 mg von der Biene fermentierten Pollen, 20 mg Gelee Royale und 25 mg Vitamin C. Vor der Kur wurden die klimakterischen Beschwerden von wechselnder Intensität registriert. Alle Probandinnen klagten z. B. über Hitzewallungen und Nachtschweiss, ferner gaben 21 Frauen Nervosität und Konzentrationsschwäche an.
Bei der Kontrolluntersuchung nach 30 Tagen Therapie mit Melbrosia-FPG-Kautabletten wurde eine erstaunliche Wirkung festgestellt.

Die folgende Übersicht zeigt die Anzahl der klimakterischen Beschwerden vor und nach der Einnahme von Melbrosia-Kautabletten:

Beschwerden	vor Beginn	beschwerdefrei nach 30 Tagen
Hitzewallungen	24	23
Nervosität	21	17
Schwindelgefühl	11	11
Schlaflosigkeit	13	9
Nachtschweiss	24	17
Depression	16	16
Herzjagen	13	7
Konzentrationsschwäche	21	21
Verdauung	22	16
Wadenkrämpfe	12	8
Kopfschmerz	6	4

Diese Übersicht zeigt, wie Gelee Royale und fermentierte Blütenpollen in Melbrosia-FPG-Kautabletten als königliches Heilmittel wirkten.
Optimale Wirksamkeit zeigt die Kombination von fermentierten Blütenpollen und Gelee Royale, wie sie im Präparat Melbrosia FPG (= *F*ructose *P*ollen und *G*elee Royale) enthalten ist. Durch den Fermentationsprozess werden die Blütenpollen aufgeschlossen, so dass die wertvollen Vitalstoffe vom menschlichen Organismus erst richtig aufgenommen werden können.
Der Gelee Royale in Melbrosia FPG ist lyophilisiert, wodurch die Wirkstoffe viel besser beschützt und haltbar sind.
Melbrosia FPG ist in allen Apotheken, Drogerien und Reformhäusern erhältlich.
Neu auch in der Kurpackung mit 50 Kautabletten erhältlich.